

DIE WELTWOCH



Muss man sich vor Ihnen fürchten, Herr Höcke?

Der umstrittenste Politiker Deutschlands im grossen Gespräch.

Von Roger Köppel

Hände weg vom Tessin!

Wie der Südkanton das grüne Streben nach der Macht erlebt.

Von Hubert Mooser

Amerika zerfleischt sich

Und Victor Davis Hanson erklärt, warum. *Von Urs Gehrig*

Prinz Andrews Qual
Historiker Andrew Roberts
über grosse Krisen
der Monarchie





PATEK PHILIPPE

GENEVE

BEGINNEN SIE IHRE EIGENE TRADITION



EINE PATEK PHILIPPE GEHÖRT EINEM NIE GANZ ALLEIN.
MAN ERFREUT SICH EIN LEBEN LANG AN IHR, ABER EIGENTLICH
BEWAHRT MAN SIE SCHON FÜR DIE NÄCHSTE GENERATION.

CALATRAVA REF. 6006G



Patek Philippe Boutique
at

BEYER

Zürich seit 1760 • Uhren & Juwelen
Bahnhofstrasse 31 • 8001 Zürich • Tel: +41 (0)44 888 33 88
beyer-ch.com

Exklusiv für Weltwoche
LeserInnen

Gutschein*

Fr. 15.-

Ihre Gut-
schein-Nr.
196272W

Gültig bis
30.12.2019

Bitte bei Ihrer Bestellung angeben.

*Natürlich können Sie Ihren 15.-Fr. Gutschein auch im Internet unter www.proidee.ch einlösen. Eine Barauszahlung ist nicht möglich. Der Gutschein ist gültig für das gesamte Sortiment und ist nur einmalig einlösbar. Mindestbestellwert Fr. 150.-.

Pro·Idee

Geschenke für Sie, Ihn und die Kleinen

Der Pro-Idee Geschenkefinder



Tateossian Initial- Manschettenschnopf.

Individuell und selten die Perlmutter-Manschettenschnöpfe mit Ihren Initialen.

Best.-Nr: 321-931 Fr. 129.-



Bausatz Porsche 4-Zylinder Boxermotor 547.

Der legendäre Carrera-Rennmotor Typ 547 als bewegliches 1:3-Modell.

Best.-Nr: 225-936 Fr. 189.95



Liebblings-Pyjama, lang No. 4.

Ihr Lieblings-Pyjama aus reiner Baumwolle, sauber verarbeitet und made in Germany.

Best.-Nr: 325-191 Fr. 109.95



XXL-Teddybär von WINTER CREATION/Schweiz.

Ein Freund fürs Leben: der XXL-Teddybär zum Liebhaben, Anlehnen, Kuscheln.

Best.-Nr: 214-685 Fr. 779.-



Schöner Schlafen im edlem Stretch- Seidenpyjama.

Ein unvergleichlicher Genuss auf der Haut. Chiara Fiorini Seiden-Pyjama.

Best.-Nr: 336-752 Fr. 369.-



Die High-Fashion-Bag vom Newcomer-Label Kooreloo, ist nach griechischer Tradition aus Leder & Baumwolle von Hand gewebt.

Best.-Nr: 337-095 Fr. 400.-



be Blumarine Black Dress.

Spektakuläres Blumarine Kleid mit abknöpfbarem Kragen.

Best.-Nr: 334-653 Fr. 255.-



Climbing Race Car im 2er-Set.

Spannende Autorennen an Wand und Decke.

Best.-Nr:
228-432
Fr. 67.95

Bestellen leicht gemacht
www.proidee.ch/aktion-weltwoche
Tel. 071-274 66 17



«Ich bin kein Ideologe»: Rebell Höcke.

Der Thüringer Landtag, eine Art Kantonsparlament, ist ein moderner, viereckiger Glasbau in Erfurt. Björn Höcke empfängt zwischen Sitzungen in seinem nicht sehr geräumigen Büro. An den Wänden hängt ein grosses Porträtbild des deutschen Staatsgründers Otto von Bismarck und ein Drittweltkalender der Stiftung Misereor. «Ein Geschenk meiner Schwester», erzählt der 47-jährige Fraktionschef der AfD, die hier gerade ihren Wähleranteil massiv erhöht hat. Höcke ist die grösste Reizfigur der Bundesrepublik. Besonders die Medien halten den früheren Geschichtslehrer für einen gefährlichen rechtsradikalen Ideologen. Höcke schüttelt nur den Kopf: «Ich bin kein Ideologe.» Und «rechtsradikal» sei auch falsch. Höcke bezeichnet sich als «bürgerlichen Rebellen». Im bisher vermutlich ausführlichsten Interview, das er einer Zeitung je gegeben hat, erklärt sich der umstrittenste Politiker Deutschlands. Er nimmt Stellung zu den gängigen Vorwürfen und erläutert selbstkritisch seine Ziele und Vorstellungen. Fotograf Dirk Lässig traf Höcke später zum Shooting in dessen 500-jährigem Pfarrhaus mit Scheune in der idyllischen Gemeinde Bornhagen, wo er mit seiner Frau und seinen vier Kindern im Schulalter lebt. Seite 42

Selten in ihrer Geschichte waren die Amerikaner so gespalten wie heute. Militärhistoriker, Bauer und Bestsellerautor Victor Davis Hanson warnt vor einem Bürgerkrieg. Im Zentrum des heutigen Konflikts steht Präsident Trump. Hanson vergleicht ihn mit einem Archetyp aus antiken Tragödien und Western-Filmen. «Er wird als Aussenseiter gerufen, um den Stall auszu-

misten», sagt Hanson im Interview mit Urs Gehrig. «Seine harte, abgebrühte Art, Gewalt anzuwenden, sein loses und faules Mundwerk machen die Menschen nervös...Schliesslich reitet er einsam in den Sonnenuntergang. Ich denke, so wird es mit Trump geschehen.» Seite 22

Man hatte sie gewarnt. Parteiinterne Einflüsterer rieten Regula Rytz von einem Treffen mit *Weltwoche*-Inlandchef Philipp Gut ab. Es würde sowieso einen Verriss geben, meinten sie. Rytz war anderer Meinung: Sie sei neugierig und offen für jedes Gespräch, auch mit Leuten, die andere Ansichten verträten als sie selbst. Die Begegnung fand im «Kafi Pfyfouter» im Berner Breitenrain Anfang Woche statt. So offen und ehrlich, wie sie es angekündigt hatte, gab Rytz Auskunft über ihr Leben, ihre erstaunliche politische Karriere und ihren Schlachtplan für die Bundesratswahl. Wer die kluge Strategin abschreibt, unterschätzt sie womöglich. Seite 30

Vor zwei Jahren feierte das Tessin seinen neuen Bundesrat Ignazio Cassis. In seinem Heimatkanton wird er vor allem daran gemessen, ob er bei den schwierigen Beziehungen zwischen Italien und dem Tessin Verbesserungen bringen kann. Das ist in seiner bisher kurzen Amtszeit nicht gelungen. Viele Tessiner würden es trotzdem als Ohrfeige empfinden, wenn Regula Rytz Cassis aus der Landesregierung drängen würde. Cassis symbolisiert für viele Tessinerinnen und Tessiner halt eben auch die Einbindung ihres Kantons in die Eidgenossenschaft. Bundeshausredaktor Hubert Mooser ist an verschiedenen Brennpunkten den Befindlichkeiten der Südschweizer nachgegangen. Seite 38

Ihre Weltwoche

**GESTRESST?
ÜBERFORDERT?
ERSCHÖPFT?**

ZEIT FÜR EINE AUSZEIT.

Bei uns finden Sie das ideale Umfeld
und ein umfassendes medizinisches
Angebot dafür.

SEEKLINIKBRUNNEN

Seeklinik Brunnen | Gersauerstrasse 8 | 6440 Brunnen
T 041 825 48 48 | www.seeklinik-brunnen.ch
Ein Klinikum der AMEOS Gruppe

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich
Die *Weltwoche* erscheint donnerstags.
Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch
Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07, E-Mail: verlag@weltwoche.ch
Internet: www.weltwoche.ch
Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91 E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch
Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.)
Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.)
Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)
Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel
Chefredaktion: Philipp Gut (Stv.), Beat Gygi (*Wirtschaft*)
Produktionschef: Lukas Egli

Redaktion: Michael Bahnnerth, Alex Baur, Erik Ebnetter, Katharina Fontana, Urs Gehrig (*Leitung Ausland*), Hubert Mooser, Christoph Mörgeli, Florian Schwab, Roman Zeller

Redaktionelle Mitarbeiter: Miroslav Barták, Peter Bodenmann, Silvio Borner, Henryk M. Broder, Peter Hartmann, Pierre Heumann, Andreas Honegger, Mark van Huisseling, Hansrudolf Kamer, Peter Keller, Wolfram Knorr, Wolfgang Koydl, Franziska K. Müller, Matthias Matussek, Daniela Niederberger, Linus Reichlin, Thomas Renggli, Chris von Rohr, Peter Ruch, Peter Rüedi, Thilo Sarrazin, Kurt Schiltknecht, Beatrice Schlag (*Los Angeles*), David Schnapp, Claudia Schumacher, Hildegard Schwaninger, Eugen Sorg, Sacha Verna (*New York*), Tamara Wernli, Max Wey, Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*), Kurt W. Zimmermann
Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring
Layout: Daniel Eggspühler (*Art-Director*), Karin Erdmann
Bildredaktion: Jasmin Karim (*Assistentin*)
Korrektur: Cornelia Bernegger (*Leitung*), Viola Antunovits, Renate Brunner, Nadia Ghidoli, Sandra Noser, Beat Zaugg, Dieter Zwicky
Website: Alex Merz, Tim Tassonis
Sekretariat: Sabine Mähner (*Leitung*), Inga Huber

Verlag:
Verlagsleiter: Sandro Gianini
Anzeigenverkauf: Gabriel Lotti, Brita Vassalli
Anzeigen-Innendienst: Samuel Hofmann (*Leitung*)
Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07
E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch
Online-Vermarktung: GLA United
Tarife und Buchungen: weltwoche@gla-united.com

Betriebsleiter: Guido Bertuzzi
Druck: Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.
Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

AVENGER



BREITLING

1884

BREITLING BOUTIQUE
GENEVA • LAUSANNE • LUCERNE
ST. MORITZ • ZERMATT • ZURICH



AVENGER SWISS AIR FORCE TEAM
LIMITED EDITION

Jean-Claude Juncker

Sein Körpereinsatz konnte die EU-Widersprüche nicht auflösen. Von Roger Köppel

Niemand bestreitet, dass die EU ursprünglich ein nobles und vielleicht notwendiges Unterfangen war. Verwüstet nach zwei grauenhaften Weltkriegen, raufte sich die grossen europäischen Staaten zusammen, um sich gemeinsam aus den Trümmern zu erheben.

Von Beginn weg allerdings mischte sich ein allzu hoher Ton in die ehrenwerten Bestrebungen. Natürlich war die EU, die damals noch anders hiess, ein «Friedensprojekt». Doch den Frieden hatten nicht die Europäer bewerkstelligt, sondern vor allem die Russen und die Amerikaner. Der eigene Mythos ist mit ein Grund, warum es der EU bis heute so schwer fällt, ein realistisches Bild von sich selber zu entwickeln.

Trotzdem: Das neue, sich nicht mehr bekriegende Europa schaffte bedeutende Leistungen. Die Deutschen kehrten respektiert auf die Bühne zurück. Die Franzosen blieben auf dem Papier eine Grossmacht. Die europäischen Staaten des ehemaligen Ostblocks fanden in der EU Unterschlupf und Schutz vor der früheren Sowjetunion. Es entstand einer der grössten grenzübergreifenden Märkte. Das ist viel, doch heute strebt die EU nach mehr: Sie will, in einer merkwürdigen Rückwärtswolte in unheilvolle europäische Traditionen, wieder ein weltpolitischer Machtfaktor sein.

Wandelnde Verkörperung dieser europäischen Widersprüche zwischen volksnahem Friedensprojekt und elitärem Machtblock ist der nun abtretende EU-Kommissionspräsident Jean-Claude Juncker. Der lustig-selbstironische Luxemburger surfte während fünf Jahren mit grosser Heiterkeit über die Klüfte und Gräben hinweg, aus denen die Europäische Union inzwischen besteht. Er war die Galionsfigur eines ehrgeizigen politischen Unternehmens, dessen Sachwalter ahnen, wenn auch zu verdrängen versuchen, dass ihnen die politische Legitimität, also der Zuspruch der Basis, zusehends entschwindet.

Die Europäische Union ist an einer Wegscheide angelangt. Das von ihren Gründern noch mit heimlicher Euphorie lancierte Projekt eines dereinstigen Superstaats im Stile der Vereinigten Staaten von Europa ist längst der nüchternen Einsicht gewichen, dass die europäischen Völker nicht bereit sind, ihre gewachsenen Identitäten auf dem Altar einer bürokrati-

tisch vollzogenen Gleichmacherei zu opfern. Die Idee eines «postnationalen» Übernationalstaats, der den herkömmlichen Nationalstaat überwinden soll, hat sich als Illusion erwiesen, der keine Mehrheit zu folgen bereit ist.

Die EU ist an einem toten Punkt. Alle sehen es, aber kein EU-Politiker ist bereit, es sich einzugestehen.

Stattdessen gilt: so tun, als ob. Juncker trat an, um die EU wieder demokratischer, bürgernäher, freundlicher, weniger abgehoben und im Wortsinn fassbarer zu machen. Sein bevorzugtes Führungsinstrument war sein Körper, eine Art Allzweckwaffe zur überfallartigen Herstellung von Intimität durch Umarmungen und Küsse, die er befreundeten und auch weniger befreundeten Politikerkollegen angedeihen liess. Junckers handgreifliche Annäherungen sollten das Bild einer freundschaftlich-verbindlichen EU abgeben, die von alters her unter dem leider berechtigten Vorurteil leidet, steril, kalt und unpersönlich zu sein.

Sosehr sich Juncker bemühte: Sein Körpereinsatz konnte die inhärenten Konstruktionsfehler der EU nicht übertünchen, geschweige denn zum Verschwinden bringen. Unter seiner Führung brachen die Probleme erst so richtig durch, besonders während der Migrationskrise von 2015, als auch dem letzten wohlwollenden Betrachter klarwurde, dass nach der serbelnden Gemeinschaftswährung Euro nun auch das Konzept einer gemeinschaftlichen Flüchtlings- und Grenzkontrollpolitik nicht funktionierte. Das waren nicht oberflächliche Krisen, sondern Symptome tieferlie-

gender Probleme. Die Völkerwanderung war die sichtbare Folge eines institutionellen Fehlkonstrukts, in dem alle für alles verantwortlich sind, aber niemand für etwas.

Juncker musste seine Ziele verfehlen, weil er gegen Kräfte anrannte, die grösser sind als er: Unter seiner Leitung nabelten sich die Briten

von der EU ab. Die Polen und Ungarn, eigentlich glühende Europäer, gingen zu Brüssel auf Distanz. Erstmals in der deutschen Nachkriegsgeschichte eroberten EU-kritische Politiker den Bundestag. Überall in Europa schossen Parteien aus dem Boden, die gegen den Euro und die EU auf die Barrikaden stiegen. Und selbst mit der kleinen Schweiz, die er angeblich mag, schaffte es Juncker nicht, seinen Plan eines institutionellen Rahmenabkommens durchzubringen. Die letzten EU-Parlaments-

wahlen waren für den Kommissionspräsidenten ein Debakel.

Juncker entsprach nie dem Feindbild, das rechte Politiker von ihm an die Wand malten. Trotzdem gelang es ihm nicht, die Zeitzeichen richtig zu lesen. Anstatt die EU-Kritik von unten ernst zu nehmen, verbunkerte er sich in einer arroganten Rhetorik wie sein glückloser Vorgänger José Manuel Barroso, ein ehemaliger Maoist, der seinen ideologischen Unfehlbarkeitsanspruch bis zum Schluss nie ablegte. Nach dieser Lesart waren EU-Kritiker gefährliche «Populisten» und «Nationalisten», also Holzköpfe, mit denen man nicht redete. Indem sich auch Juncker aufs hohe Ross setzte, befeuerte er nur die Kräfte, die er doch eigentlich bekämpfen wollte.

Sein grösster Fehler war die Sturheit vor dem Brexit. Anstatt den Briten entgegenzukommen, schickte er den damaligen Premier wie einen ungehörigen Schulbuben nach Hause. Gegen alle Anfechtungen verteidigte er das hochumstrittene Prinzip des freien Personenverkehrs, das den Brexit überhaupt entfacht hatte. Doch auch die freiheitsliebenden Schweizer blieben ihm fremd. Juncker bezeichnete sich als Freund der Eidgenossen. Trotzdem setzte er ausgerechnet einen Österreicher aufs heikle EU-Dossier an, was die ohnehin schon ungeliebte EU noch mehr Sympathien kostete. Solche Instinktfehler waren doch erstaunlich für einen Politiker, der als besonders *gspürig* gelten wollte.

Persönlich nett und sogar einnehmend, scheiterte Juncker so an seiner unmöglichen Aufgabe: Er versuchte der EU einen Anschein von Bodenständigkeit und Volksnähe zurückzugeben, die sie genau genommen nie hatte. Er wird in Erinnerung bleiben als das freundliche Gesicht eines Europa, von dem sich immer mehr Europäer abwenden.



Aura des Bodenständigen.

Damit Sie ganz Frau bleiben.

Brustkrebschirurgie. Eines der Fachgebiete in Ihrer Privatklinik für Chirurgie und individuellen Service. pyramide.ch

Spitze für Sie.



«Mehr attention»: Spielerfrau Zuber. Seite 16

Titelgeschichte

- 42 **Björn Höcke**
«Ich meine es nicht böse»

Kommentare & Analysen

- 7 Editorial
11 **Kommentare**
Grün bleibt die Hoffnung
12 **Aidshilfe Schweiz**
Toleranzdefizit unter Schwulen
13 **Herodot**
Monopol der Wahrheit
14 **Porträt der Woche**
16 **Kopf der Woche**
Mirjana Zuber
26 **Mörgeli** In Wil will's
Weihnacht werden
26 **Bodenmann**
Anti-China-Kommunismus
27 **Medien**
Fuzzis und Trullas
27 **Die Deutschen**
Sichere Zukunft

Inland

- 30 **Grüne**
Rytz rennt um ihre Karriere
34 **Dribbler, Jasser, populärster Zürcher**
Zum Tod von Köbi Kuhn
37 **Lausanne**
Grüne Klimaposse
38 **Bundesrat**
Donnergrollen in der Sonnenstube



Gegenmodell: Nestlé. Seite 52

Ausland

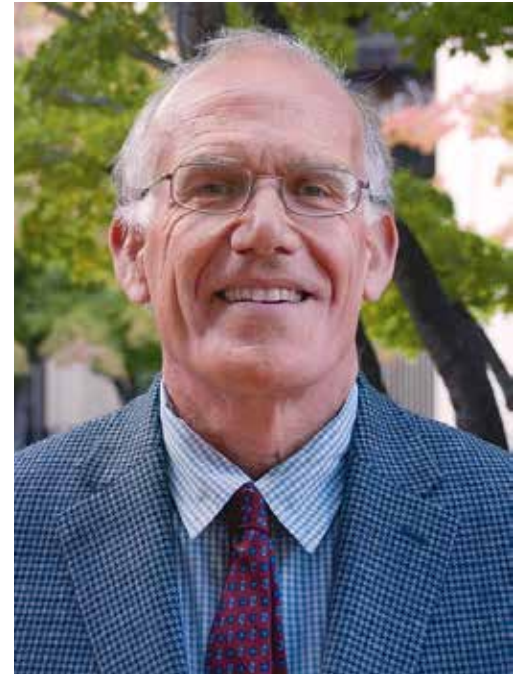
- 22 **Bestsellerautor Victor Davis Hanson**
«Trump ist wie Chemotherapie»
25 **Inside Washington**
Impeachment-Blues
33 **China**
Greta wer?
54 **Prinz Andrew**
Schwarze Schafe
56 **Report**
Journalismus unter Orbán
59 **Kamer**
Klatsche für Xi Jinping

Wirtschaft & Wissenschaft

- 20 **UBS** «Digitale Starthilfe für
Jungunternehmer»
50 **Kosmetik-Konzerne**
Ein schönes Geschäft
52 **Nestlé**
Wunder von Vevey

Kultur & Gesellschaft

- 36 **Schweizerdeutsch**
Wenn das Dürrenmatt wüsste
60 **Ikone der Woche**
Grünes Gewölbe
62 **Literatur**
Zauber der Fabel
65 **Pop**
Coldplay: Bekehrt euch!
68 **Kulinarik**
Die Genialität der Wurst



«Die meisten Menschen wollen keine offenen Grenzen, keinen *green deal*, keine Vermögenssteuer.»

Althistoriker Hanson: Seite 22

Rubriken

- 11 **Im Auge** Michelin-Pneumännchen
18 **Personenkontrolle**
19 **Nachruf** Jake Burton Carpenter
28 **Darf man das?**
28 **Leserbriefe**
29 **Fragen Sie Dr. M.**
53 **Die Bibel** Vom Handel
64 **Jazz**
Sarah Chaksad Orchestra
66 **Kino**
«The Lighthouse»
67 **Knorrs Liste**
67 **Körzis Hollywood**
Bambi-Augen und «lady balls»
70 **Thiel** Selbstfindung
70 **Namen**
Seliges Geben
70 **Fast verliebt** Leopardinnen
71 **Unten durch** Erbmasse
72 **Wein** Côte de Nuits Villages Domaine
Julien Gerard & Fils 2016
72 **Salz & Pfeffer**
Restaurant Emilio, Zürich
73 **Auto**
Touareg R-Line V8 TDI 4Motion
74 **Tamaras Welt**
Adieu, ihr Engel

Jasmin, 49

Ahnt noch nicht, dass sie mit 62 in Frühpension gehen wird.

Sprechen wir über die Zukunft.
Mehr auf zkb.ch/pensionierung



Zürcher
Kantonalbank



VIP-Arrangement: «Giardino Mountain» St. Moritz für Fortgeschrittene

Mondäner Luxus oder wilde Bergwelt? Das Hotel «Giardino Mountain» in Champfèr-St. Moritz ist Basislager für Entdecker und Rückzugsort für Geniesser in einem. Sie finden das ungewöhnlich? Gut so!

Umgeben von Wäldern und Bergseen, thront das «Giardino Mountain» zwischen den Gipfeln des Corvatsch und der Corviglia auf fast 2000 Metern über dem Meer. Das Ensemble aus sieben Engadiner Häusern wurde 2011 aufwendig restauriert und als modernes Designhotel wiedereröffnet. Resultat: fünf Sterne, drei Restaurants, ein Spa sowie Sonnen-deck und Bar-Lounge.

Historische Mauern und zeitgemässes Interieur – jedes Zimmer hat seinen eigenen Charakter und so manches einen sensationellen Blick. Naturbelassene Hölzer, helle Farben, bunte Stoffe: Das ergibt den modernen Alpen-Chic zum Wohlfühlen.

Mit dem «Ecco» beherbergt das Resort eines der besten Restaurants in St. Moritz; ausgezeichnet mit 2 Michelin-Sternen und 18 Punkten von Gault Millau. Das «Hide & Seek» mit ayurvedisch inspirierter Küche und die rustikale «Stüva» sorgen für Abwechslung vom Frühstück bis zum Dinner.

Ob Pool, Sauna, Fitness, Massagen oder Kosmetik – im «dipiù»-Spa können sich Körper und Geist entspannen. Klassische und therapeutische Massagen, ayurvedische Behandlungen und eine eigene Pflegelinie garantieren Wellness pur.



Platin-Club-Spezialangebot

VIP-Arrangement im «Giardino Mountain», Champfèr-St. Moritz

Leistungen:

- 2 Übernachtungen im Doppelzimmer «Large»
- Zimmerupgrade nach Verfügbarkeit
- Willkommensgetränk
- VIP Amenity
- Reichhaltiges Frühstücksbuffet
- Halbpension im Restaurant «Hide & Seek» oder der «Stüva»
- Eintritt in den «dipiù»-Spa
- Ski-Tageskarten für beide Tage
- Transfer zwischen Bahnhof und Hotel bei An- und Abreise

Spezialpreise (pro Person im DZ):

Mid-Week: Fr. 690.– (statt Fr. 930.–)
Weekend: Fr. 790.– (statt Fr. 1050.–)
Zusatznacht: 20 % Ermässigung

Buchung:

Das Angebot ist gültig vom 13. bis 22. Dezember 2019, vom 7. Januar bis 9. Februar 2020 und vom 8. bis 15. März 2020. Reservieren Sie Ihr Arrangement unter Tel. 0800 333 313 oder per E-Mail an reservation@giardino.ch. Bitte Kennwort «Weltwoche» angeben.

Veranstalter:

Giardino Group AG, Zürich
giardinohotels.ch/st-moritz

www.weltwoche.ch/platin-club

Grün bleibt die Hoffnung

Von Erik Ebnetter — Den Start in die Bundesratskampagne haben die Grünen verpatzt. Wenn es ihnen ernst ist mit ihren Bekenntnissen zu Verfassung und Konkordanz, haben sie noch einen Ausweg.



Retten, was zu retten war: Fraktionschef Glättli, Grünen-Präsidentin Rytz (r.).

Als Balthasar Glättli im Dezember 2015 vor der Vereinigten Bundesversammlung erklärte, weshalb die grüne Fraktion keine SVP-Vertreter in den Bundesrat wählen werde, obschon die Partei eben das beste Wahlergebnis aller Zeiten erzielt hatte, war ihm kein Wort zu gross. Er sprach von «Demokratie» und «Rechtsstaatlichkeit», vom «Schutz der Minderheiten vor einer schrankenlosen Diktatur der Mehrheit», vom «Verhältnismässigkeitsprinzip unserer eigenen Verfassung als Grundsatz rechtsstaatlichen Handelns», vom «Selbstverständnis unseres Landes» und dem «Fundament unseres Staates». Seine Rede, die einer Predigt nahekam, gipfelte in der Mahnung, der Bundesrat solle «die Stärken der politischen Haltungen» – links, rechts, Mitte – widerspiegeln.

Heute, vier Jahre später, klingt es prosaischer. «Diese historischen Wahlen müssen Konsequenzen haben», sagte Glättli am Freitag, knapp einen Monat nach den Nationalratswahlen, als er bekanntgab, dass Regula Rytz für die Grünen zur Bundesratswahl vom 11. Dezember antritt. Wer nun glaubte, Rytz würde auch einen SP-Sitz angreifen, sah sich getäuscht. «Spielchen machen wir nicht», erklärte Glättli, es gehe einzig und allein um die «Übervertretung der FDP». Dass der Bundesrat die «Stärken der politischen Haltungen»

repräsentiert, scheint ihm kein Anliegen mehr zu sein. Würde Rytz einen Freisinnigen im Bundesrat ablösen, besetzte die Linke, also SP und Grüne, drei von sieben Sitzen in der Regierung – bei einem kumulierten Wähleranteil von gerade einmal 30 Prozent.

«Wegen der Frauenfrage»

Noch selten hat sich eine Partei schneller und offensichtlicher in Widersprüche verheddert, als es die Grünen mit der Lancierung ihrer Bundesratskandidatur taten. Dass sie sich unvorbereitet auf ein Abenteuer einlassen mussten, werden aber auch die nachsichtigsten Beobachter nicht behaupten wollen. Fast einen Monat brauchte die Partei, um sich nach ihrem Wahlsieg zu sortieren – einem Wahlsieg notabene, der zu erwarten gewesen war, wenn auch vielleicht nicht in diesem Ausmass. Und nachdem sich Parteipräsidentin Rytz endlich entschlossen hatte, ihr Glück zu versuchen, verpatzte sie die Ankündigung ihrer Kandidatur. Sie wolle nur Bundesrat Ignazio Cassis von der FDP herausfordern, nicht aber dessen Amts- und Parteikollegin Karin Keller-Sutter, erklärte sie am Donnerstag vor einer Woche, und zwar «wegen der Frauenfrage».

Irritierend dabei war vor allem, wie unsensibel Rytz auf den Einwand reagierte, Cassis

»» Fortsetzung auf Seite 12

Bib schluckt Bob



Michelin-Pneumännchen, seit 1900.

Die simple Nachricht: Fressführer schluckt Weinführer. Der «Guide Michelin» hat sich den von Robert Parker gegründeten *Wine Advocate* einverleibt. Eine Genusshilfe-Mariage und der Vollzug einer Werbebotschaft aus dem Jahr 1900, als der Pneuhersteller Edouard Michelin das aufgeblasene Männchen, er nannte es Bib, folgendermassen lancierte: «Auf eure Gesundheit! Der Pneu Michelin trinkt jedes Hindernis.» Der «Michelin» war damals ein Verzeichnis von Tankstellen und Reparaturwerkstätten in ganz Frankreich. Die Restaurants kamen erst 1923 hinzu, die Sterne als Auszeichnung drei Jahre später. Die gestrengen Küchenkritiker, Inspektoren genannt, bleiben bis heute anonym – das Gegenteil des Geschäftsmodells Parker.

Der amerikanische Anwalt baute mit seiner Nase, die er mit einer Million Dollar versichern liess, einen beispiellosen Personenkult auf. Mit seinem 100-Punkte-Scharfrichtersystem beeinflusste er massgeblich die Geschmäcke und Geschäfte des globalen Weinkonsums. Bis der schwergewichtige Guru in einer Blind-Nachdegustation des von ihm hochgelobten Bordeaux-Jahrgangs 2005 trotz seines angeblich absoluten Aromengedächtnisses keinen einzigen Wein mehr zu identifizieren vermochte. Bob Parker verkaufte seinen werbefreien Newsletter 2012 für 15 Millionen Dollar an Investoren in Singapur, die jetzt Kasse machen mit Michelin. Die Post-Parker-Epoche riecht nach Problemen. Die Konkurrenz unter den trendsetzenden Weinnasen ist hart geworden. Märkte wie China und Grossbritannien brechen ein, der Konsum in den traditionellen Weinnationen nimmt ab, überall wächst das kritische Gesundheitsverständnis. Und mit dem Klimawandel entstehen, der Kunde dankt, fast keine schlechten Jahrgänge mehr, was der Preistreiber die Spitze bricht.

Dem ersten wabbeligen Michelin-Pneumann hing übrigens noch eine dicke Zigarre im Mundwinkel, und er war vermutlich keine Frau. Aber wie, *parbleu*, soll Bib das Weinglas halten? Peter Hartmann

repräsentiere als Tessiner eine Sprachregion, die lange nicht mehr im Bundesrat vertreten war. «Es wird schwierig sein, immer alle berechtigten Ansprüche gleichzeitig zu erfüllen», erklärte sie mit einer Nonchalance, die sie einem Kritiker grüner Minderheitenpolitik kaum durchgehen lassen dürfte. Dass die angemessene Vertretung der Landesgegenden und Sprachregionen in der Regierung per Verfassung vorgegeben ist – übrigens als einziges Kriterium –, macht die Sache nicht besser. Es ist schlicht nicht erklärbar, weshalb Rytz als Bernerin für einen Tessiner in den Bundesrat soll. Bern ist mit Simonetta Sommaruga schon berücksichtigt; zudem stellte der Kanton von Dezember 2010 bis November 2018 bereits zwei Mitglieder. Eine solche Übervertretung sollte die Ausnahme bleiben. Früher war sie sogar verboten.

Hilfe der SVP

Glättli, der im Dezember 2015 bei seiner Rede die Verfassung nicht genug anrufen konnte, versuchte am Freitag zu retten, was zu retten war. Er liess durchblicken, die Grünen könnten sich doch noch dazu entschliessen, den Sitz von Keller-Sutter anzugreifen. Der grosse Befreiungsschlag gelang ihm damit aber nicht. Sogar der *Tages-Anzeiger*, der nicht gerade übertrieben Grünen-kritisch ist, kommentierte gönnerhaft, die Partei habe gezeigt, «dass sie noch nicht bereit ist für die Regierung».

Tatsächlich scheinen die Grünen selber nicht mehr recht an den Coup zu glauben. Eine Bundesratswahl habe eigene Dynamiken, abgerechnet werde am Schluss – es sind die üblichen Durchhalteparolen, die nun zu hören sind, nachdem die Fraktionen von SVP, FDP und CVP entschieden haben, Rytz unter diesen Bedingungen nicht einmal zum Hearing einzuladen. Einen Ausweg aus der verfahrenen Situation gibt es für die Grünen allerdings: Sie greifen mit Rytz den Sitz von Sommaruga an, unter der Bedingung, dass die Grünliberalen die Freisinnigen herausfordern. SP und FDP wären natürlich dagegen, die CVP aber wohl dafür, schliesslich würde ein grünliberaler Bundesrat die Mitte stärken. Die SVP stünde dem Vorhaben mutmasslich wohlwollend gegenüber, immerhin ist es auch als «Blocher-Plan» bekannt. Eine Mehrheit wäre also möglich.

Der Vorteil für das ökologische Lager ist offenkundig: Es hätte auf einmal zwei Sitze im Bundesrat statt keinen (oder drei statt zwei, zählt man die SP zu dieser Koalition). Wenn es Glättli ernst ist mit der Konkordanz, wie er gerne betont, muss er nach dem schlechten Start in die Bundesratskampagne nun auf diese Karte setzen. Nur so können die «historischen Wahlen» von Oktober noch jene «Konsequenzen» haben, die er so lautstark einfordert.

Mehr zum Thema: Seite 30, 38

Gesellschaft

Toleranzdefizit unter Schwulen

Von Christoph Mörgeli — Der Geschäftsleiter der Aids-Hilfe Schweiz kündigte einem Magazin die Zusammenarbeit wegen eines politischen Inserats. Sein Chef, der St. Galler Regierungsrat Martin Klöti (FDP), distanziert sich.

Wie die *Sonntagszeitung* publik machte, enervierte sich die Aids-Hilfe Schweiz über ein Inserat zur Abstimmung vom 9. Februar über die Erweiterung der Rassismus-Strafnorm auf die sexuelle Orientierung. Geschäftsleiter Andreas Lehner kündigte dem Schwulenmagazin *Display* jegliche Zusammenarbeit auf. Denn es gehe nicht an, dass dort ein bezahltes Inserat des Komitees «Sonderrechte Nein» abgedruckt werde.

Zwei Millionen Subventionen

Dieses Komitee wehrt sich gegen die vorgesehene Änderung des Strafgesetzbuches und des Militärstrafgesetzes («Wir wollen Gleich-

«Der Inserate-Boykott war ein Fehler und entspricht nicht unserem Verständnis einer Debatte.»

stellung, keine Sonderrechte»). Das Magazin *Display*, welches das Inserat redaktionell *contre cœur*, aber demokratisch korrekt abdruckte, hat gegen 40 000 Leser. Ein Inserate-Boykott der Aids-Hilfe würde die Zeitschrift in ihrer Existenz bedrohen.

Tatsächlich kann die Aids Hilfe Schweiz aus dem Vollen schöpfen, wird sie doch vom



«Einfach nur dumm»: Geschäftsleiter Lehner.

Bund mit über zwei Millionen Franken subventioniert. An Mitgliederbeiträgen nimmt der Verein gerade mal 9100 Franken ein.

Offensichtlich findet Geschäftsleiter Andreas Lehner verschiedene politische Meinungen unter Schwulen unerträglich. In einem geharnischten Mail protestierte er gegen das «SVP-Inserat», das «gegen all unsere Werte» verstosse; es sei «einfach nur dumm» gewesen, dieses zu veröffentlichen. In Wahrheit besteht das Komitee gegen die Ausweitung der Rassismus-Strafnorm auf die sexuelle Orientierung aus Vertretern von Jungfreisinnigen, CVP, Unabhängigkeitspartei «up!», SVP und Junger SVP.

Präsident der Aids-Hilfe Schweiz ist der freisinnige St. Galler Regierungsrat Martin Klöti. Auf die Zensurattacke seines Geschäftsleiters angesprochen, spricht Klöti von einem «emotionalen Schnellschuss». War Lehnners Reaktion dem Präsidenten schon vorgängig bekannt? «Nein», antwortet Klöti, «ich wurde darüber nicht informiert.» Das forsche Vorgehen seines Geschäftsleiters sei nicht abgesprochen gewesen. Regierungsrat Klöti bedauert: «Der Inserate-Boykott war ein Fehler und entspricht nicht unserem Verständnis einer demokratischen Debatte. Vorstand und Geschäftsleitung der Aids-Hilfe Schweiz entschuldigen sich ausdrücklich dafür.» Man habe schon vor der Publikation in der *Sonntagszeitung* gegenseitig vereinbart, sich an einen Tisch zu setzen und die «jahrelange erfolgreiche Zusammenarbeit» mit *Display* weiterzuführen. «So gesehen, hätte es nie zu dieser öffentlichen Debatte kommen müssen.»

Präventionsauftrag vom Bund

Das Problem heisst also Geschäftsleiter Andreas Lehner, gelegentlicher Autor im Konkurrenzorgan *Cruisermagazin*, wo er Beiträge mit feinfühligem Titel wie «Wer ist das arschloch?» verfasst. Und er bekennt: «Im Moment würde ich gerne vielen Menschen auf der Welt die «Fuscht id Fressi schlo.» Doch weiss sich Lehner abzulenken mit dem Bekenntnis, er gebe sich an der Pride Parade «die Kante». Besucher einschlägiger Klubs sollen sich «betrinken und lieben». Solche Aufrufe zum alkoholischen Zudröhnen stammen vom Geschäftsleiter eines Vereins, der für seinen Präventionsauftrag vom Bund massiv unterstützt wird.



Herodot

Monopol der Wahrheit

Lateinamerikas Linke hat mehrheitlich ein fragwürdiges Demokratie-Verständnis und wird dabei oft von ihren hiesigen Gesinnungsgenossen unterstützt.

Während die politische Rechte Lateinamerikas seit dem Ende des Kalten Krieges fast überall nach Wahlniederlagen die Macht korrekt auch an linke Opponenten abgegeben hat, bekundet die Linke, einmal an der Macht, erhebliche Mühe mit demokratischen Machtwechseln.

Oberst Hugo Chávez wurde nach einem gescheiterten Putsch gegen die demokratisch gewählte Regierung Venezuelas nur milde bestraft und durfte 1998 zu den Wahlen antreten. Einmal an der Macht, bewaffnete er seine politischen Anhänger und hinderte Oppositionelle nach lokalen Wahlerfolgen mit widerrechtlichen Methoden am Regieren oder sperrte sie ein. Sein willkürlich bestimmter Nachfolger Nicolás Maduro hat die Gewaltherrschaft und den Ruin der Wirtschaft auf die Spitze und Millionen von Landsleuten in die Flucht getrieben. Trotzdem genossen die Chavisten lange Zeit die lautstarke Unterstützung der schweizerischen Linken, angeführt vom Präsidenten der SP International, Ex-Botschafter Walter Suter. Noch heute gibt dieser einseitig den internationalen Sanktionen die Schuld an den katastrophalen Zuständen in Venezuela.

2009 versuchten die linken Präsidenten Nicaraguas und Honduras', Daniel Ortega und Manuel Zelaya, erfolglos, von ihren Parlamenten eine Verfassungsänderung zur Aufhebung der Amtszeitbeschränkung zu erwirken. Als Zelaya daraufhin sein Ziel verfassungswidrig mit einem Referendum erreichen wollte, liess ihn der Oberste Gerichtshof absetzen. Der verfassungsmässige Interimspräsident führte umgehend freie Neuwahlen durch. Trotzdem verhängten linke Regierungen in Lateinamerika und Europa Sanktionen gegen Honduras.

Ortega hatte dagegen schon vorgesorgt und das Oberste Gericht mit seinen Leuten besetzt. Dieses beschloss nach dem Scheitern der Verfassungsänderung im Parla-

ment, dass die Amtszeitbeschränkung verfassungswidrig sei, weil sie Ortegas Recht auf Gleichbehandlung verletze. Seither regiert dieser mit seiner zur Vizepräsidentin erkorenen Frau zunehmend autoritärer und gewalttätiger. Die Entwicklungszusammenarbeit der Schweiz wird weitergeführt, denn sie diene ja nicht dem Regime, sondern der Bevölkerung, wird argumentiert.

Kolumbiens populärer rechtskonservativer Präsident Alvaro Uribe wollte 2010 ebenfalls eine dritte Amtszeit. Als er vom Verfassungsgericht zurückgepfiffen wurde, beschwichtigte er seine empörten Anhänger und fügte sich klaglos dem Urteil.

In Argentinien versuchte sich die linke Staatspräsidentin Cristina Kirchner mit der Gleichschaltung von Presse und Justiz, Stimmenkauf und andern illegalen Machenschaften (darunter mit grösster Wahrscheinlichkeit der Ermordung eines Staatsanwalts) an der Macht zu halten. Als sie 2015 trotzdem die Wahlen verlor, weigerte sie sich, ihrem liberalen Nachfolger die Macht zu übergeben. Vor Ablauf ihrer Amtszeit plünderte sie noch die Staatskasse und die Reserven der Zentralbank. Die schweizerische Linke schwieg nicht nur, sondern schoss sich vom ersten Tag an auf den demokratisch gewählten liberalen Nachfolger ein.

Jüngstes Beispiel in dieser Serie ist Bolivien. Präsident Evo Morales hatte 2005 den legitimen Präsidenten Carlos Mesa mit Strassenblockaden gestürzt und sich nach seiner eigenen Wahl mit einer neuen Verfassung drei Amtszeiten ermöglicht. Seine Regierung brachte dem Land durchaus ansehnliche Fortschritte, insbesondere der indigenen Bevölkerungsmehrheit.

Als er sich 2016 mit einem Referendum eine vierte Amtszeit zuschanzen wollte, erlitt er jedoch eine Niederlage. Gestützt auf das nicaraguanische Beispiel, liess er darauf vom politisch gleichgeschalteten Obersten Gerichtshof erklären, die Amtszeitbeschränkung in der

Verfassung verstosse gegen das Prinzip der Gleichbehandlung und sei ungültig. Europa und die Schweiz, die in Bolivien via Deza viel Steuergelder ausgibt, schwiegen.

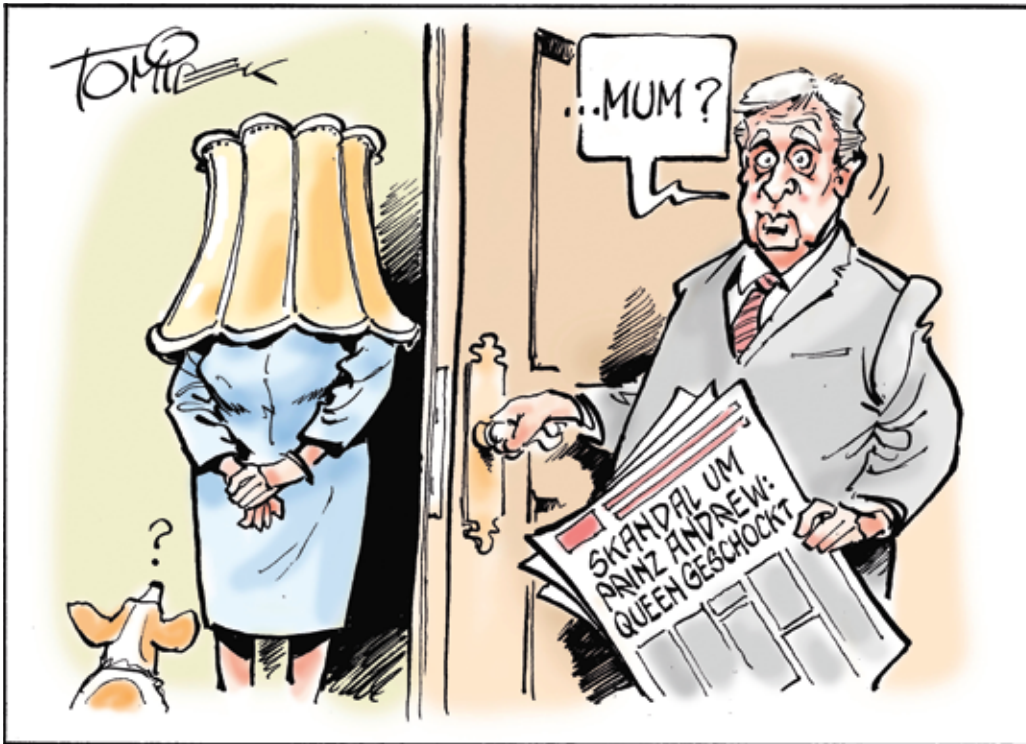
Bei den Wahlen im Oktober dieses Jahres zeichnete sich erneut eine Niederlage Morales' ab. Die von ihm kontrollierte Wahlbehörde stoppte darauf die Auszählung der Stimmen und erklärte ihn Tage später zum Sieger. Die internationalen Wahlbeobachter bezweifelten indes dieses Ergebnis. Die Bevölkerung protestierte im ganzen Lande. Nachdem sich die Sicherheitskräfte geweigert hatten, diese Demonstrationen gewaltsam zu unterdrücken, wenn Morales nicht auf eine weitere Amtszeit verzichte, erklärte sich dieser zum Opfer eines Militärputsches und ging ins Exil.

Verfassungskonform übernahm die amtierende Senatspräsidentin interimistisch das Staatspräsidium und wollte von einer neuen Wahlbehörde Neuwahlen ohne Morales durchführen lassen. Die von Morales kontrollierte Abgeordnetenkammer verweigerte jedoch die Zustimmung dazu.

Noch bevor Uno, EU und katholische Kirche am Wochenende einen Kompromiss vermitteln konnten, wandten sich letzte Woche rund achtzig grüne und SP-Amtsträger, angeführt von den Genfer Standesvertretern Lisa Mazzone (Grüne) und Carlo Sommaruga (SP), in einem offenen Brief ans Aussendepartement (EDA). Sie forderten unter anderem, das EDA müsse verlangen, dass die Neuwahlen durch die alte, von Morales kontrollierte Nationalversammlung durchgeführt würden, und bis dahin die Wirtschafts- und Entwicklungszusammenarbeit mit Bolivien aussetzen. Pikanterweise hatten noch im Juli 26 linke NGOs den EDA-Chef ebenfalls in einem offenen Brief aufgefordert, die Entwicklungszusammenarbeit mit Staaten wie Bolivien, Nicaragua und Kuba im Interesse der betroffenen Menschen fortzuführen. Sobald keine linke Regierung mehr an der Macht ist, sind diese Menschen unseren Linken offenbar nicht mehr so wichtig.

Auch im Inland weigerten sich dieselben linken Kräfte mehrfach, Volksentscheide zu akzeptieren und im Parlament umzusetzen. Sie dürfen dies, weil sie auch bei uns zunehmend das Monopol der Wahrheit und des «Guten» beanspruchen. Ein Schuft, wer sich darob an die totalitären Ursprünge der Linken erinnert fühlt!

Herodot ist ein der Redaktion bekannter Weltreisender, seit Jahrzehnten wissenschaftlich und politisch tätig, unter anderem für die Uno.



ROYAL SHAME

Ausland

In das «Grüne Gewölbe», die **Schatzkammer des Dresdner Residenzschlosses**, wird am frühen Montagmorgen eingebrochen. Diebe steigen durch ein Fenster, zerschmettern eine Vitrine und stehlen drei Juwelen-Ensembles aus dem 18. Jahrhundert. Dabei handelt es sich um mehrteilige Diamant- und Brillantgarnituren, um mit Smaragden, Rubinen und Saphiren besetzte Parüren, Säbelschnallen, Knöpfe und Epauletten. Die Einbrecher, von denen es Videoaufnahmen gibt, sind auf der Flucht.

Noch mehr Juwelen. Der französische Konzern LMVH kauft für **16,2 Milliarden Dollar** den ehrwürdigen, 1837 gegründeten New Yorker Juwelier Tiffany. Es ist der weltweit grösste Deal im Luxussektor. Dieses Jahr laufen keine «Engel» auf: Aufgrund sinkender Zuschauerzahlen hat das amerikanische Dessous-Label **Victoria's Secret** seine berühmte TV-Show mit knapp bekleideten Models abgesagt.

An der Europäischen Rabbinerkonferenz spricht Oberrabbiner Pinchas Goldschmidt von einer «**dramatischen Abwanderung europäischer Juden**»: Ihre Zahl sei in den letzten zwanzig Jahren und seit den Terroranschlägen und dem wachsenden Alltagsantisemitismus von 2 auf 1,5 Millionen gesunken.

Donald Trump interveniert zugunsten des degradierten Unteroffiziers Edward Gallagher, der im Irak Kriegsverbrechen begangen haben

soll. In Nordsyrien nehmen kurdische Kampfseinheiten und amerikanische Truppen wieder gemeinsame Einsätze gegen den IS auf.

Disneys «**Die Eiskönigin II**», die Fortsetzung einer sachten Anlehnung an Hans Christian Andersens gleichnamiges Märchen, kommt in die Kinos. Der erste Teil war eine der erfolgreichsten Disney-Produktionen neuerer Zeit.

Meeresunruhen. Ungefähr 14 000 Schafe ertrinken bei einem Schiffsunglück im Schwarzen Meer. Vor der nordwestlichen Küste Spaniens werden auf einem U-Boot **drei Tonnen Kokain** gesichert. Gesamtwert über 100 Millionen Euro. Zwei Männer der Besatzung wurden verhaftet, der dritte schwimmt davon und entkommt.

Jeremy Corbyn legt ein radikal linkes Wahlprogramm vor. Sein Parteikollege, der frühere Premierminister **Tony Blair**, empfiehlt den Stimmbürgern, «moderate Kandidaten» zu wählen, selbst wenn das je nach Wahlkreis bedeute, für die Konservativen abzustimmen. London verbietet den erfolgreichen App-Fahrdienst Uber.

Der ehemalige New Yorker Bürgermeister **Michael Bloomberg**, 77, meldet seine Kandidatur für die Präsidentschaftswahl an. Der Unternehmer mit rund 50 Milliarden Dollar Vermögen will den Wahlkampf aus eigenen Mitteln bestreiten. Das langjährige Mitglied der Demokraten wechselte im Jahr 2000 zur Republikani-

schen Partei und ist seit Oktober 2018 wieder **registriertes Mitglied der Demokraten**. «Wir können uns weitere vier Jahre mit rücksichtslosen und unmoralischen Handlungen von Präsident Trump nicht erlauben», so Bloomberg.

Inland

Doris Leuthard wird Verwaltungsrätin von Stadler Rail des Bahnunternehmers **Peter Spuhler**. Als Vorsteherin des Uvek war die CVP-Politikerin oberste Chefin der Schweizerischen Bundesbahnen. Alt Bundesrat **Christoph Blocher** sieht solche Berufungen als «Türöffner der Korruption».

Mutmasslicher Dschihadist in Thurgauer Asylzentrum verhaftet: Der Mann soll in Syrien für den IS gegen Kurden gekämpft haben und lebt seit einem halben Jahr als **Flüchtling getarnt** in der Schweiz. Der Anteil der Personen, die täglich Alkohol trinken, hat sich in den letzten fünfundzwanzig Jahren auf 11 Prozent halbiert.

Die CVP stimmt einer Fraktionsgemeinschaft mit der BDP und der EVP zu. Bundespräsident **Ueli Maurer** trifft in Moskau Ministerpräsident Wladimir Putin. Die grüne Parteipräsidentin **Regula Rytz** will Bundesrätin werden und zielt mit ihrer Kandidatur auf den freisinnigen Sitz des Tessiners Ignazio Cassis. SVP und CVP lehnen, im Gegensatz zu den Grünliberalen, Hearings ab.

Der ehemalige Schweizer Chefunterhändler der Bilateralen II, Michael Ambühl, schlägt ein Übergangsabkommen mit der EU vor. Die ständerätliche Sozialkommission stimmt einer «**Überbrückungsrente**» zu: Diese soll ältere Personen, die ihre Stelle verlieren, künftig besser absichern. **Fredy Knie**, 73, verabschiedet sich aus der Manege. Zum Abschluss der Tour verkündet der langjährige Direktor seinen Rücktritt als Chef und Artist des Schweizer Nationalzirkus.

Am Sonntag fanden die letzten Ständeratswahlen statt. Im Aargau verliert die SP ihren Sitz an **Hansjörg Knecht** von der SVP. Auch im Baselbiet geht der sozialdemokratische Sitz an eine andere Partei: Gewinnerin ist die grüne **Maya Graf**. Im Kanton Schwyz kann die CVP nach acht Jahren Unterbruch wieder eine Vertretung nach Bern schicken: Regierungsrat **Othmar Reichmuth** setzt sich gegen Pirmin Schwander (SVP) durch. Neue Sitzverteilung im Ständerat: CVP 13 (-), FDP 12 (-1), SP 9 (-3), SVP 6 (+1), Grüne 5 (+4), Unabh. 1 (-), BDP 0 (-1).
Peter Keller

Suchen Sie nach einer Geschenkidee für Ihre Liebsten?

Dann schenken Sie doch ein Abonnement der *Weltwoche*.
Die *Weltwoche*, die andere Sicht aus der Schweiz auf die Welt.
Und auf die Schweiz!

Schreiben Sie uns bis zum 16. Dezember 2019, wen Sie beschenken wollen.
Sie erhalten von uns eine Geschenkkarte, die Sie zu Weihnachten
überreichen können.

Ein nachhaltiges Geschenk, das ein ganzes Jahr
lang Freude bereitet.

So funktioniert:

Schreiben Sie uns ein Mail an geschenkabo@weltwoche.ch.

Wir brauchen Ihre Adresse, die Adresse der beschenkten Person
und die gewünschte Aboart:

Jahresabo für Fr. 346.– oder Halbjahresabo für Fr. 199.–.

Wir starten die Lieferung an die beschenkte Person mit der ersten Ausgabe
im neuen Jahr, so dass die Überraschung an Weihnachten gelingt!

Gutes tun und Gutes erfahren:

Wenn Sie Abonnent der *Weltwoche* sind und bei dieser Weihnachtsaktion
mitmachen, **verlängern wir Ihr eigenes Abo kostenlos** um einen Monat!



DIE WELTWOCHTE

Aus Zitrone soll Limonade werden

Von Roman Zeller — Spielerfrauen sind reich, schön und sitzen am liebsten im Stadion, wo sie ihren kickenden Männern zuschauen. Wirklich? Mirjana Zuber, die Gattin des Schweizer Nationalspielers Steven Zuber, korrigiert das Klischee.



Vorbild Oprah Winfrey: Mirjana Zuber.

Neugierig fragt Mirjana Zuber, ob das ihr «Blind Date» sei. Ohne die Antwort abzuwarten, fügt sie «Oh, cool» an, weil sie die Ausgabe der *Weltwoche* erblickt, die für sie auf dem Zweiertisch in einer Stadtzürcher Bar liegt. Das sei, sagt die 26-Jährige, die Schweizer Version von *Time*, der amerikanischen Wochenzeitschrift, und «wirklich intellektuell». Sie setzt sich und bestellt ein stilles Wasser ohne Eis, dafür mit Zitrone. Gerade habe sie ein Fotoshooting gehabt,

sagt Zuber, die ihr Geld hauptsächlich via Social Media als Influencerin verdient. Ein Büromonatslohn springe pro Monat raus, sagt die gelernte kaufmännische Angestellte, «wenn's gut läuft». Sie strahlt, obwohl sie müde ist. Ihr Haar hat sie zusammengebunden, das Make-up ist dezent. Sie trägt einen flauschigen Rollkragenpullover in knalligem Purpur, dazu passende knöchelhohle Chuck-Sneakers. «Christian Dior», steht fein darauf gestickt.

Mirjana Zuber's Erscheinung verdeutlicht, warum sie 2014 nur knapp den Titel der Miss Schweiz verpasste. Noch spektakulärer als ihr eigenes Auftreten ist aber dasjenige zusammen mit Ehemann Steven Zuber, dem 28-jährigen Flügelspieler der Schweizer Nati. Wenn er – tätowiert, stets modisch gekleidet und schnittig frisiert – mit ihr über den Asphalt gleitet, knipsen Paparazzi, und die Boulevardpresse feiert das Paar als die «neuen Beckhams».

An der WM 2018 in Russland posierte sie mit dem Nati-Shirt, das die Aufschrift «Zuber's Wife» – zu Deutsch: Zuber's Ehefrau – zierte. «Das war eigentlich ein Gag», meint sie. Trotzdem schubladisierte sie die Presse, woraus sie ein Business formte. Seit letztem Mai spricht sie wöchentlich im Podcast «Spielerfrauen on air» und gewährt Einblicke hinter die Kulissen einer Fussballerehefrau. Hunderttausend Zuhörer lauschen pro Folge, wie sie tabulos über ihr Glamourleben erzählt. Ein Erfolg – vor allem in Deutschland, weshalb unlängst die deutsche *Bild*-Zeitung eine Sequenz herauspickte: «Spielerfrauen wollen getragene Tangas verkaufen», titelte sie, wozu Mira entnervt anmerkt: «Ja, ich habe über einen Instagram-Tangasammler gewitzelt – schön. Das waren ein paar Sekunden aus über dreissig Minuten.» Sie insistiert, dass solche Headlines ihrer Persönlichkeit nicht entsprechen. Sie sagt: «Das ist nicht mein wahres Ich.»

Mutter Putzfrau, Vater Schreiner

Mira füllt ihr Wasserglas und erzählt von der Familie Vasovic, die vor über fünfzig Jahren aus Jugoslawien in die Schweiz einwanderte. Die ersten elf Jahre wohnte sie in Schwamendingen, einem «richtigen Getto», wie sie lachend anmerkt. Als sie in der vierten Klasse war, zogen die Vasovics in eine 5,5-Zimmer-Wohnung im nahen Seebach. Zu siebt mitsamt den Grosseltern sei sie dort aufgewachsen. «Wir waren gar nicht wohlhabend», erinnert sie sich.

Miras Mutter, eine Putzfrau, hat in der Schule Küsnacht gearbeitet; ihr Vater war Schreiner, bis er sich verletzte und gezwungen war, IV zu beziehen. Heute leben die Eltern getrennt. Mit Nebenjobs hat sich Mira seit dem dreizehnten Lebensjahr ihr Sackgeld verdient. Mit dem Geld habe sie sich dann ein schönes Kleidchen gekauft, «im Billigladen Tally Weijl». Ein besonderes Verhältnis hatte Mira zu ihrer zwei Jahre älteren Schwester: «Ich musste mit ihr das Zimmer teilen», sagt

sie amüsiert. Sie hätten oft gestritten, sich angeschrien, sich sogar geschlagen. «Bei uns gab es schon immer Action», auch mit ihrem drei Jahre jüngeren Bruder, einem ausgerechneten Pfleger. Sie bemerkt, dass er sich gerade selber finden müsse. «Er kann mehr», sagt die ältere Schwester. Daher frage sie ihn ständig: «Warum chillst du? Warum schläfst du bis um zwölf?», was mitunter ein Grund sei, weshalb Mira familienintern den Spitznamen «Diktator» trage.

Steven Zuber sah sie erstmals, als sie fünfzehn war und gerade ihre KV-Lehre bei der Zürich-Versicherung begann. Ein Kollege von ihr meinte, sie müsse unbedingt Steven, einen Freund von ihm, kennenlernen. Sie traf ihn im Zürcher «Kaufleuten». Obwohl Mira wusste, dass zwischen ihm und ihr etwas werden könnte, wollte sie Steven ihre Nummer vorerst nicht geben. «Ich wollte keinen Freund.» Steven, der damals für die U-21 der Zürcher Grasshoppers spielte, habe aber insistiert. «Er war sehr aufdringlich.» Das habe sie herzlich gefunden. Er wurde ihr erster Freund. Nur geküsst habe sie zuvor schon, alles andere habe sie mit ihm erlebt.

Explosives Temperament

Ihre Liebe wuchs über die Jahre, bis das Paar im Mai 2015 heiratete. «Meine Mutter war anfänglich, als ich Steven heimbrachte, noch kritisch», erzählt Mira, die selbst Hand- und Volleyball spielte. «Er ist Fussballer?», fragte die Mutter. «Von was wollt ihr leben?» Steven Zubers Beruf war bei den Vasovics nie Thema. GC oder den FCZ hat Mira gar nicht gekannt: «Sind die Young Boys jünger?», habe sie ihn einmal gefragt. Und noch heute sei ihr Interesse beschränkt: «Wenn er spielt, bin ich Feuer und Flamme», sagt sie, obwohl sie seine Spiele – mit der Schweizer Nati, damals mit den Grasshoppers, mit ZSKA Moskau, Stuttgart

und heute Hoffenheim – nur besuche, wenn es ihr zeitlich passt.

Trotzdem hat Mira ab 2014 ihr Leben für ihn und den Sport umgekrempelt. Sie kündigte ihren Job bei der Versicherung und pendelte zwischen Moskau, wo Steven spielte, und ihrem Elternhaus. Ganz nach Russland hätte sie nicht ziehen können. Ihre beste Freundin meldete sie in dieser Zeit für die Miss-Schweiz-Wahl an. «Da mitzumachen, war die beste Entscheidung meines Lebens», sagt Mira rückblickend. Den Traum, die Schweiz als Landesschönste zu repräsentieren, habe sie immer gehabt. «Schönheitsköniginnen können etwas verändern», so habe sie sich das als kleines Mädchen vorgestellt. Dass sie ausschied, sei ihrer Explosivität geschuldet gewesen, meint sie und fügt an: «Es war aber auch gut so, ich wollte ja zu Steven nach Moskau.»

Die Zeit in Russland sei dann einem «Riesenwechsel» gleichgekommen, erinnert sie sich. Überall diese «Bombenfrauen», diese «Zwei-Meter-Topmodels» – sie hätten bei ihr Komplexe und Selbstzweifel verursacht. «Bin ich genügend gross? Bin ich dünn genug?», fragte sie sich. «Das Luxusleben, die ständigen Vergleiche, wer fährt welches Auto, wer bezahlt mit welcher Kreditkarte oder trägt die exklusivsten Kleider, setzten mir zu», wie sie rückblickend sagt. «Damals hatte ich sicher eine Depression.»

«Göttliche weibliche Körperstruktur»

Heute, fünf Jahre später, sei sie mental gefestigt. «Ich bin sehr zufrieden mit mir», behauptet Mira überzeugt. «Gut», fügt sie an, «voller Haar oder längere Beine könnten

immer sein» – ganz normal halt. Sie lacht. Ehemann Steven Zuber habe ihr kürzlich – es war nach der WM in Russland – gesagt, dass sie wieder mehr Sport treiben solle. «Mein Popo war nicht mehr so straff», gesteht sie. «In der Beziehung sind wir aber völlig gleichberechtigt.»

Gesellschaftlich sehe sie Frauen sogar eher bevorteilt. Etwa, wenn es ums Parkieren oder um einen Tisch in einem vollen Restaurant gehe. «Ein Augenzwinkern oder ein bisschen herzlich sein genügt schnell», weiss Mira. «Eine Frau zu sein, ist doch das Schönste, was es gibt auf der Welt», findet sie und schwärmt von der «göttlichen weiblichen Körperstruktur», die es ihr sogar ermöglicht, Kinder zu kriegen. Wann das bei ihnen der Fall sein wird, entscheide sie, sagt die 26-Jährige. Bereit sei sie noch nicht. Drei sollen es aber dereinst sein.

Vorher will Mira aber ihre Projekte vorantreiben. Ihr Ziel: eine eigene TV-Show nach dem Vorbild der amerikanischen Talkshow-Legende Oprah Winfrey. «Ich habe das Potenzial», weiss die Influencerin, die kürzlich mit «Miragram» ihren eigenen Youtube-Kanal startete. Dorthin will sie ihre 33 000 Instagram-Follower locken, um ihre Lebensweisheiten zu vermitteln. Als «Mirjana Zuber» habe sie dafür bessere Chancen: «Der Name gibt mir mehr *attention*», was sich positiv auf die Reichweite auswirke. «Aus der Zitrone musste ich aber selber Limonade machen», sagt sie und entschuldigt sich, weil sie jetzt wirklich gehen müsse, um die Auto-*pneus* zu wechseln – worauf sie die *Weltwoche* zusammenrollt und mit ihr unter dem Arm aus dem Lokal huscht.



Mit Gatte Steven.

Er war sehr aufdringlich. Das fand sie herzlich.

24 NEUE MILLIONÄRE GESUCHT!

MILLIONEN LOS 2019
Jeden Tag eine Million zu gewinnen!

SWISSLOS

Personenkontrolle

Couchepin, Levrat, Hartmann, Sommaruga, Carobbio, Schmid-Federer, Pfister, Portmann, Lombardi, Amherd, Dorer, Bassler, Berdimuhamedow, Kushner, Trump

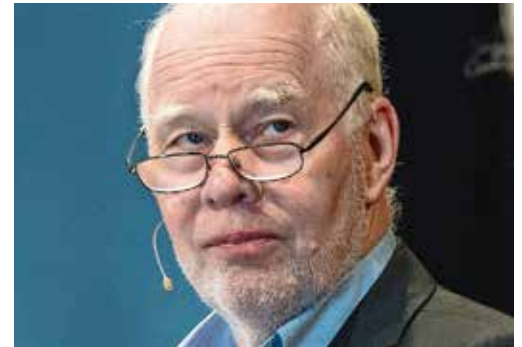
Pascal Couchepin und Christian Levrat, Wahlverlierer, wurden am 15. November beim gemeinsamen Mittagessen im Zürcher Nobelrestaurant «Orsini» gesichtet. Dabei hatten sich die beiden Romands wohl genau deshalb an der Limmat verabredet, um ihr Treffen geheim zu halten. Das Gespräch zwischen dem freisinnigen Alt-Bundesrat und dem Noch-SP-Präsidenten verlief gemäss Beobachtern angeregt und fröhlich. Sogar reichlich Champagner haben der Walliser und der Freiburger konsumiert. Warum wohl sass das politisch ungleiche Paar so traulich beisammen? Welche Strategien haben sie ausgeheckt? Ebenso im Dunkeln bleibt der Grund, der die beiden in Festlaune versetzt hat. Couchepins FDP ist um 1,3 Prozent eingebrochen und sein SP-Protegé im Wallis als Ständeratskandidat gescheitert. Levrats SP wiederum hat über 2 Prozent verloren. Wahrscheinlich feierten die beiden *animaux politiques* im Zürcher «Orsini» einfach ihren Absturz. (mö)

Lukas Hartmann, Gatte, beweist mit einer ehrlichen Aussage in der Gratis-Wochenzeitung *Bärnerbär*, dass er zwar ein guter Schriftsteller, aber sicher kein PR-Strategist im Dienst seiner Frau ist. Auf die Frage, ob er Mitglied der SP sei, antwortete der Ehemann von SP-Bundesrätin **Simonetta Sommaruga**: «Ich war mal dabei, bin dann aber wieder aus der Partei ausgetreten. Offen gesagt: Es war mir langweilig.» (gut)

Marina Carobbio, Wahlkämpferin, gibt das Geheimnis ihres Erfolgs bei den Tessiner Ständeratswahlen preis. Die Nationalratspräsidentin schaffte vor anderthalb Wochen überraschend die Wahl in die Kleine Kammer. Ob ihr dieser Coup auch gelungen wäre, wenn sie nicht als amtierende Präsidentin der Grossen Kammer hätte antreten können, ist jedoch eine andere Geschichte. Die SP-Politikerin gibt denn auf Anfrage auch offen zu, dass ihr das Nationalratspräsidium wahrscheinlich mehr Sichtbarkeit gebracht habe. Tatsächlich hat Carobbio nach eigenen Angaben zwanzig Auftritte im Tessin absolviert, von den insgesamt fast hundert in der ganzen Schweiz und im Ausland. Dazu gehörten auch Ansprachen am



Roter Balken: Blick-Chefredaktor Dorer.



Kein Parteigänger: Schriftsteller Hartmann.



Mehr Heu: CVP-Politikerin Schmid-Federer.



Festlaune: alt Bundesrat Couchepin.

1. August, am Filmfestival Locarno und an der kantonalen Jugendsession. Auf der anderen Seite habe sie sich ein Jahr lang aus den politischen Debatten herausgehalten – ausser jenen als Kandidatin während des Wahlkampfes. Und den Rest besorgte das als links geltende Tessiner Fernsehen RSI, das die SP-Ständeratskandidatin bei jeder Hundsverlochte prominent abfeierte. (hmo)

Barbara Schmid-Federer, «Quangokratin», trat letztes Jahr aus dem Nationalrat zurück – unter anderem, weil sie mit Parteichef Gerhard Pfister das Heu nicht auf der gleichen Bühne hatte. Jetzt präsidiert die ehemalige CVP-Nationalrätin die Stiftung Pro Juventute. Gegenüber der NZZ kommentierte Schmid-Federer ihre neue Aufgabe: «Ich kann mich nun darauf konzentrieren, der Stiftung ein politisches Gesicht zu geben.» Offenbar kann Schmid-Federer die Politik so wenig lassen wie die Katze das Mäusen. Ob Pro Juventute aber ein geeignetes Betätigungsfeld für politischen Aktivismus ist, scheint fraglich. Immerhin erhält die Stiftung jährlich rund zwei Millionen



Geheimnis des Erfolgs: Nationalrätin Carobbio.

Franken aus öffentlichen Mitteln und ist steuerbefreit. Solche politisch aufmunitionierten Nichtregierungsorganisationen tragen auf Englisch den schönen Namen «Quango», ein Kürzel für «Quasi-autonome Nichtregierungsorganisation». Und die darin beschäftigten Personen hören auf die Bezeichnung «Quangokraten». (fsc)

Hans-Peter Portmann, Renegat, lässt kaum eine Gelegenheit aus, gegen die CVP zu gifteln. Die Abwahl von Fraktionschef Filippo Lombardi kommentierte er so: Die CVP lege sich ja «seit Jahren gerade dort ins Bett, wo es ihr am meisten nutzt». Sie habe mit ihren «verwagten Machtgelüsten seit den NR-Wahlen den Blinker nach links gestellt», weswegen es nicht darauf ankomme, «ob im Tessin nun SP oder CVP gewählt wurde». Des Weiteren stellte Portmann Gedankenspiele über die Abwahl von CVP-Bundesrätin Viola Amherd an. Woher kommt der fast biblische Zorn des FDP-Mannes auf die CVP? Wir erinnern uns: 1999 trat Hans-Peter Portmann, damals Kantonsrat der Zürcher CVP, im Zorn zur FDP

über, weil die CVP ihn nicht als Kandidat für den Ständerat nominieren mochte. (fsc)

Christian Dorer, Frauenversther, gab sich von seiner feministischen Seite, als er bei der Präsentation der Ringier-Initiative «Equal Voice», die «Frauen in Medien sichtbarer» machen soll, sprach. Der Chefredaktor der Blick-Gruppe illustrierte dabei den Online-Leseranteil pro Artikel: Der rote Balken, der für die Leserinnen stand, erreichte beim *Blick* gerade einmal leicht mehr als 20 Prozent. Ausgeglichen werden soll die Statistik mit mehr Beiträgen über Frauen; «Frauen und Männer gleichwertiger positionieren», nannte es die Initiatorin von «Equal Voice» und Ringier-CFO **Annabella Bassler**. Geht es nach ihr, soll die Initiative «nach innen und aussen» wirken. Dass bei der Blick-Gruppe weniger als ein Drittel Frauen (inklusive Praktikantinnen) schreiben und «Equal Voice» damit indirekt Chefredaktor Dorers Qualitäten als Frauenförderer geisselt, wird bei alledem diskret verschwiegen. (zr)

Gurbanguly Berdimuhamedow, Fitnessguru, liebt seine Polizisten schlank und flink. Auf Order des turkmenischen Präsidenten muss die Truppe schleunigst abspecken. Wer am 25. Dezember noch mehr als hundert Kilo auf die Waage bringt, verliert statt Gewicht seinen Job. Amüsierte Turkmenen beobachten seither überall joggende Polizisten. (ky)

Jared Kushner, Schwiegersohn, kümmert sich neuerdings weniger um den Nahen Osten als um Zement und Beton: Schwiegervater **Donald Trump** hat ihn nach Angaben der *Washington Post* mit dem Bau der Mauer an der Grenze zu Mexiko beauftragt. Seitdem trifft sich Kushner alle zwei Wochen mit Architekten und Bauunternehmern. (ky)

Nachruf



«Lord of the Board»: Querdenker Burton.

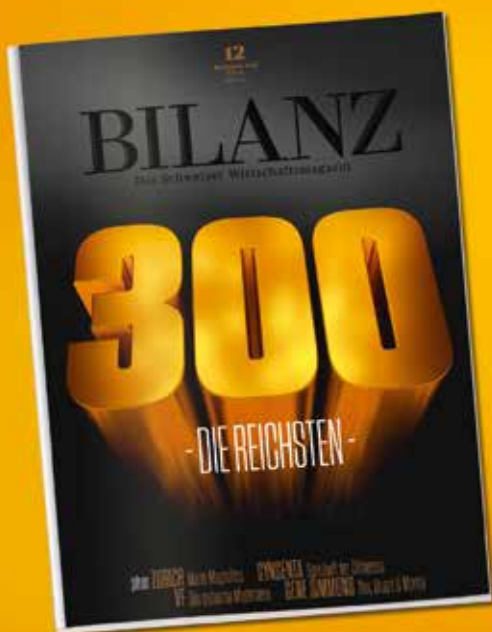
Jake Burton Carpenter (1954–2019) — «Hier will ich nie mehr weg.» Dies sagte Jake Burton im vergangenen Februar – zwei Wochen, nachdem er seine neue Wohnung an der Dufourstrasse im Zürcher Seefeld bezogen hatte. Der Amerikaner hatte genug vom politischen Klima in seiner Heimat. In einem Interview sagte er: «In einem Land zu leben, das jemanden wählt wie Trump, der verdammt noch mal verrückt ist, das fühlt sich nicht gut an.» Umso mehr schätzte er Zürich – für das gastronomische Angebot, den einfachen Zugang zu tollen Snowboard-Gebieten und den See, «dessen Wasser so gut ist, dass man es trinken kann».

Es war Wasser in seiner kristallisierten Form, das Burton zu seinem grossen Erfolg verhalf. In seiner Jugend war er ein ambitio-

nierter Surfer. Später versuchte er sich als Skifahrer. Die grosse Karriere als Sportler blieb ihm verwehrt. Stattdessen begann er mit «Snurfers» auf den Schneepisten zu experimentieren – einem umfunktionierten Wasserski, mit einem an der Spitze angebrachten Seil zur Steuerung. Bei den Gralshütern des Wintersports stiess er damit auf wenig Verständnis. In vielen Skigebieten war diese Art der Fortbewegung verboten. Doch Burton liess sich nicht bremsen. In der heimischen Garage begann er 1977 mit der Produktion. Im ersten Jahr brachte er 300 Snowboards auf den Markt, im zweiten 700. «Standing sideways since 1977» war sein Credo («Seitwärts stehend seit 1977»).

Aus dem Spleen eines Querdenkers wurde ein Trend, aus dem Trend ein Geschäft. Im Konkurrenzkampf mit Tom Sims eroberte er die Skipisten der ganzen Welt. Mit der Beförderung zur olympischen Disziplin erhielt der junge Sport 1998 die Weihen des Establishments. «Ich wusste von Anfang an, dass es mehr war als ein bisschen Schlitteln», sagte Burton.

Geschäftlich ging es für ihn steil bergauf. Heute beschäftigt seine Firma 1000 Mitarbeiter. Gesundheitlich hatte der Amerikaner jedoch schwere Rückschläge wegzu-stecken. 2011 erkrankte er an Hodenkrebs – überwand die Krankheit aber. 2015 wurde bei ihm das Miller-Fisher-Syndrom diagnostiziert, das schwere Lähmungen verursacht. Burton musste intubiert und künstlich beatmet werden. Er rappelte sich wieder auf und kehrte auf sein geliebtes Snowboard zurück. Der Krebs aber kannte keine Gnade. *Thomas Renggli*



MORGEN AM KIOSK!

«Digitale Starthilfe für Jungunternehmer»

Von Michael Baumann — Mit UBS Start Business hat UBS im Sommer eine Plattform mit eigenem Bankpaket und umfangreichen Partnerangeboten lanciert. Warum und wie die Bank Start-ups und Jungunternehmer unterstützt, erklärt Christian Mähr, seit 2018 Leiter Digital Corporate Bank von UBS, im Interview.

Mit der Digital Corporate Bank fokussieren Sie auf kleinere und mittelgrosse Unternehmen (KMU). Welche Bedeutung haben diese Firmen in der Schweiz?

Wir haben in unserem Land rund 520 000 Kleinunternehmen mit einem bis neun Mitarbeitenden. Das sind etwa 90 Prozent aller Firmen. Die 200 grössten Unternehmen der Schweiz unterhalten quasi alle eine Geschäftsbeziehung mit UBS. Das gilt auch für die Hälfte der mittelgrossen Unternehmen und für einen Viertel der kleinen KMU. Unser Ziel ist es, diese Position zu festigen, indem wir uns verstärkt den kleineren Unternehmen und den Start-ups zuwenden. Dank weitreichender Massnahmen in der Digitalisierung unserer Prozesse und Lösungen können wir dieses Kundensegment heute gezielter bedienen als früher.

Wie hat sich die Zahl der Neugründungen in letzter Zeit entwickelt?

Stetig nach oben. Von Januar bis Mitte November gab es 2019 rund 34 000 Neugründungen bei den AG, GmbH und Einzelfirmen, was im Vorjahresvergleich einer Steigerung um 3 Prozent entspricht. Im Moment ist viel Energie da. Das hat sicher mit der aktuell guten Wirtschaftslage zu tun. Viele Industrien sind nach wie vor am Wachsen, etwa die Baubranche. Dann glaube ich auch, dass wir es mit einer neuen Generation zu tun haben, die ins Arbeitsleben eintritt und sich selber verwirklichen will. Diese Generation hat eigene Ideen und will ihr eigener Chef sein. Zudem ist Kapital gegenwärtig gut verfügbar und günstig zu bekommen.

Was ist eigentlich ein typisches Jungunternehmen?

Das Spektrum ist sehr breit. Es beginnt mit dem Glaser, dem Schreiner oder dem Gipser, die sich selbständig machen, und geht bis zu einem ETH- oder EPFL-Spin-off. Wir haben uns viele Gedanken darüber gemacht, wie wir die einzelnen Gruppen abholen können. Viele Bedürfnisse sind bei allen gleich. Jeder muss zum Beispiel Zahlungen über ein E-Banking-Konto abwickeln. Jeder braucht eine Kreditkarte, um online und offline einkaufen zu können. Unterschiede treten aber je nach Geschäftsmodell und internationaler Ausrichtung bei der Kapitalbeschaffung auf. Ein ETH-Spin-off, das in einem boomenden



Christian Mähr, Leiter Digital Corporate Bank UBS Schweiz.

den Markt unterwegs ist, braucht schnell viel Kapital, ohne dass am Anfang auch nur ein Franken verdient wird. Ein Bäcker, der ein eigenes Geschäft aufmacht, erzielt hingegen schon vom ersten Tag an einen Umsatz. Mit unseren Basisdienstleistungen wollen wir bewusst für alle da sein. Spezifische Bedürfnisse decken wir im Firmenkundengeschäft mit der persönlichen Beratung ab. Wir wollen Technologie und persönliche Beratung auf höchstem Niveau effizient miteinander verbinden – «High Tech» und «Human Touch». So bleiben die persönlichen Ansprechpartner für komplexere Finanzfragen entscheidend.

Woher wissen Sie, was für alle wichtig ist?

Wir machen regelmässig ein «Needs-Assessment» bei Kunden und Nichtkunden, unter anderem, um zu erfahren, was für Jungunternehmer im Gründungsprozess wichtig



UBS verfügt über fundiertes Know-how bei den Themen Firmengründung und Wachstum. In unregelmässigen Abständen stellen sich führende Experten der Bank exklusiv den Fragen der *Weltwoche*.

ist. Da stehen Themen wie Arbeitsplatz und Infrastruktur, Geschäftsmodell-Workshops und Beratung im Gründungsprozess im Vordergrund. Gleichzeitig zeigt sich, dass Jungunternehmer und Selbstständige heute mit einem ganzheitlichen Produkt angesprochen werden möchten. Was wir 2019 mit UBS Start Business aufgesetzt haben, bildet diese Bedürfnisse ab.

Was hat sich im Vergleich zu früher geändert?

Das KMU-Geschäft haben wir schon immer gemacht. Früher lag der Fokus aber auf den «Rising Stars», den Unternehmen, die schnell und erfolgreich wachsen. Bis jetzt hatten wir kein dezidiertes Angebot für alle Jungunternehmer. Dazu zählen wir Firmen, die maximal drei Jahre alt sind. Hier haben wir ein Angebot geschaffen, mit dem wir alle Kunden begeistern können.

Was bietet UBS Jungunternehmern konkret an?

UBS Start Business geht weit über ein klassisches Bankangebot hinaus. Es bietet viele attraktive Vorteile: digitale Buchhaltung, einen Gründungsservice, Mentoring beim Erstellen eines Business-Plans und viele Extras mehr. Besonders wichtig für Gründer und Jungunternehmer ist in einer ersten Phase aber sicher der Preisaspekt: Unser Paket beinhaltet ein kostenloses Kapitaleinzahlungskonto sowie im ersten Jahr kostenfreie Karten und Kontoführung.

Wie reagiert der Markt darauf?

Heute können wir einen substanziellen Anteil der Neugründungen begleiten. Mit Blick auf die Zukunft sehe ich zusätzliche Opportunitäten, denn für eine Kontoeröffnung muss man nicht mehr unbedingt eine Bankgeschäftsstelle in der Region aufsuchen. Natürlich wird es immer eine Kundengruppe geben, die lokal verankert ist und einen Bankschalter wünscht. Aber durch die Digitalisierung erwarten immer mehr Kunden, dass das Basisangebot über Computer und Smartphone funktioniert. Wir möchten der Schweizer Wirtschaft aber auch etwas zurückgeben. Darum haben wir zum Beispiel Anfang Jahr einen Wettbewerb für KMU lanciert, bei dem sie einen Werbeauftritt auf den E-Screens in unseren Geschäftsstellen gewinnen konnten. Für die 80 Plätze gingen mehr als 1200 Bewerbungen ein.

Welche Kundenvorschläge haben Sie schon umgesetzt?



Die Plattform für Gründer und Durchstarter

UBS Start Business ist die digitale Plattform für Jungunternehmer. Gründer finden übersichtlich an einem Ort attraktive Bankangebote von UBS sowie eine Vielzahl von ausgewählten Partnerangeboten.

Wichtige Vorteile auf einen Blick:

- Kostenloses Kapitaleinzahlungskonto
- Geschäftskonto im ersten Jahr gratis
- UBS Prepaid Card im ersten Jahr kostenlos
- Exklusive Kooperationen für Gründungsservice, Mentoring oder Co-Working
- Kostenlose Teilnahme an UBS Business Model Canvas Workshops

www.ubs.com/startbusiness

Viele neue Firmen müssen schon früh grössere Online-Zahlungen machen, sind aber noch nicht kreditfähig. Deshalb haben wir als erste Schweizer Bank eine Prepaid-Kreditkarte speziell für Start-ups und Kleinunternehmen lanciert. Jungunternehmer laden die Karte vor dem Einsatz mit einem frei wählbaren Betrag auf und bezahlen danach wie mit einer gewöhnlichen Kreditkarte – weltweit und online. Insbesondere dank der Etablierung unse-

rer Digital Factory mit 500 Mitarbeitenden in Zürich sind wir in der Lage, zeitnah Neues umzusetzen.

UBS bietet auch einen Security-Check an. Was hat es damit auf sich?

Je digitaler etwas wird, desto unwohler fühlen sich viele Kunden. Sie sind unsicher, wohin ihre Daten gehen und was mit diesen passiert. Bei allen Schnittstellen im E-Banking sind wir schon an vorderster Front dabei, wenn es um Sicherheit geht. Denn das Bankwesen hat viel mit Vertrauen zu tun. Die meisten Lücken entstehen aber auf Kundenseite. Deshalb informieren wir die UBS-Start-Business-Kunden proaktiv über den Security-Check. Banal, aber wichtig ist etwa, wie man ein Passwort kreiert, wie und wo man es speichert und wem man es gibt. Dazu gibt es dann Zusatzangebote von Dritten, wenn man zu einem Thema mehr wissen will. Auch die sind sehr beliebt.

Neugründungen in der Schweiz

2019 wurden in der Schweiz bis Mitte November über alle Rechtsformen hinweg gut 38 000 Neugründungen gezählt. Diese Zahl ist seit Jahren steigend. Dabei entschieden sich die Gründer knapp 14 600-mal für eine GmbH und rund 12 500-mal für eine Einzelfirma. In fast 7 400 Fällen wurde eine AG gegründet.

| Rechtsform | Anzahl |
|---|---------------|
| öffentlichrechtliche Anstalt | 2 |
| Institut | 2 |
| Nicht definierte Rechtsform | 1 |
| Besondere Rechtsformen | 19 |
| Kommanditgesellschaft | 37 |
| Genossenschaft | 95 |
| Zweigniederlassung mit Hauptsitz im Ausland | 226 |
| Stiftung | 367 |
| Verein | 561 |
| Zweigniederlassung mit Hauptsitz in CH | 1036 |
| Kollektivgesellschaft | 1121 |
| Aktiengesellschaft | 7389 |
| Einzelfirma | 12 489 |
| Gesellschaft mit beschränkter Haftung | 14 574 |
| Total | 37 919 |

Quelle: Moneyhouse AG, Crif AG und Zefix

Welche Partner sind bei UBS Start Business dabei?

Wir haben rund um die Kernthemen von Gründern eine Vielzahl von ausgewählten Partnern an Bord. Nehmen Sie zum Beispiel das Thema Arbeitsplatz. Viele Neugründer können sich noch kein Büro leisten, wollen aber auch nicht zu Hause arbeiten. Heutzutage gibt es viele Co-Working-Space-Angebote. Unser Partner ist die landesweit tätige Firma Impact Hub. Dank UBS Start Business erhalten Selbständige bei Impact Hub ein Büro für drei Monate zum Preis von zwei. Zudem arbeiten wir bei Patentfragen mit dem Institut für geistiges Eigentum zusammen, mit Anbietern von Business Software für Buchhaltungsfragen, mit Sum Up für Bezahlösungen, mit Legal Go im Bereich Gründungsservices oder mit Startup Academy bei der Validierung der Geschäftsideen. Weitere Partner werden dazukommen, von denen wir glauben, dass sie in der Startphase wichtig sind und die Kunden entlasten können, damit sie sich auf ihre Kernkompetenz konzentrieren können.

Wie gross ist die Nachfrage nach UBS Start Business?

Bei den Neukunden haben wir 2019 netto im vierstelligen Bereich zugelegt – mehr, als wir uns erhofft hatten. Das freut mich, denn es zeigt, dass unser Angebot ein klares Bedürfnis bedient. Demnächst werden wir in den Bereichen Finanzierung und Zahlungen neue Lösungen anbieten und die Zusatzangebote ausbauen.

«Trump ist wie Chemotherapie»

Von Urs Gehriger — Victor Davis Hanson, Althistoriker, Bauer und Bestsellerautor, analysiert den ungewöhnlichsten Präsidenten der US-amerikanischen Geschichte, die Gefahr eines Bürgerkriegs und erklärt, warum Trump nach getaner Arbeit einsam in den Sonnenuntergang reiten wird.

Nie zuvor hat die Opposition derart fieberhafte Anstrengungen unternommen, um einen gewählten US-Präsidenten vor Ablauf seiner ersten Amtszeit abzusetzen. Seit der Wahl von Donald J. Trump ist das amerikanische Volk tief gespalten. Mit der Anklageuntersuchung in den letzten Wochen ist der Riss in der US-amerikanischen Gesellschaft nun so gross geworden wie kaum je in der Geschichte der USA.

Der Historiker, Bauer und Chronist des Zeitgeschehens Victor Davis Hanson hat solches alles schon einmal gesehen, vor 2500 Jahren auf den Inseln des antiken Griechenland, der Wiege westlicher Zivilisation.

Hanson, oder «VDH», wie ihn seine Fans nennen, ist eine intellektuelle Naturkraft. Das Magazin *The New Yorker* stellte fest: «Viele der Bücher, die zur Unterstützung der Präsidentschaft von Donald Trump geschrieben wurden, sind von Trump-Familien-Anhängern oder Scharlatanen verfasst worden, die auf raschen Gewinn aus sind. [...] Victor Davis Hanson ist anders.» Sein neuestes Buch «The Case for Trump» wurde selbst von vehementen Trump-Kritikern respektvoll rezensiert.

Wir erreichen Hanson telefonisch beim Morgenkaffee auf seiner Ranch in Kalifornien.

Die Stimmung im Land ist seit Jahren vergiftet. Jetzt versuchen die Demokraten mit aller Kraft, einen Präsidenten aus dem Amt zu entfernen. Herr Professor Hanson, wie soll das alles enden?

Die Anklageerhebung gegen Präsident Donald Trump ist Teil einer grösseren Anstrengung seiner Gegner, sie hat das

Land tatsächlich in zwei Lager gespalten. Wir haben noch nie einen Präsidenten durch ein Impeachment-Urteil aus dem Amt entfernt. Wenn das nun passieren sollte, und ich glaube nicht, dass es passieren wird, dann wären wir am Rande einer echten Krise, und zwar nicht bloss einer Verfassungskrise.

Der antike Historiker Thukydides nannte eine ähnliche Spaltung der Gesellschaft «Stasis». Sie hat schliesslich die griechischen Stadtstaaten des 5. Jahrhunderts vor Christus in einem bitteren Bürgerkrieg auseinandergerissen. Wie kann Ähnliches in den heutigen USA verhindert werden?

Nun, wissen Sie, wie man in den 1960er Jahren, als radikale Proteste über Europa und die Vereinigten Staaten hereinbrachen,

«Die meisten Menschen wollen keine offenen Grenzen, keinen «Green Deal», keine Vermögenssteuer.»

einen Bürgerkrieg verhindert hat? Damals gab es alle zwei Tage einen Terroranschlag in den Vereinigten Staaten, durch die SDS [Students for a Democratic Society, d. Red.], durch den Weather Underground, die Black Panthers et cetera. Wir haben einen Bürgerkrieg vermieden, indem die sogenannte schweigende Mehrheit für Richard Nixon stimmte, und dann stimmte sie für Ronald Reagan, oder sie stimmte für Jimmy Carter, der kein radikaler Linker war.

Im Jahr 1860 ist eine Entspannung nicht gelungen, das Land wurde in einen Bürgerkrieg gestürzt.

Das war wegen der Frage der Sklaverei. Sie war ein Übel, ein Konflikt war unvermeidbar. Was mich heute beunruhigt, ist, dass es massive ideologische Unterschiede in der amerikanischen Bevölkerung gibt. Grob gesehen, existieren zwei verschiedene Visionen: eine, die von Seattle bis La Jolla und von Boston bis Miami vorherrscht, und eine, die von den Leuten zwischen den Küstenstreifen vertreten wird. Die Küstenvision ist, dass wir immer stärker miteinander vernetzt sind. Wir sind Weltbürger, wir folgen den Sitten und Gebräuchen der EU. Wir werden definiert durch herausragende Eliten, durch unsere Ivy League [acht alte Universitäten an der Ostküste, d. Red.], Stanford oder Berkeley. Die Menschen aus den Bundesstaaten im Landes-

innern dagegen werden als abscheuliche, unverbesserliche Nörgler abgeschrieben. Die einst von ihnen verrichtete Muskelarbeit wurde ins Ausland ausgelagert, sie haben nicht verstanden, was mit ihnen geschehen ist. Infolgedessen sind sie verbittert und sind dem Ruf von Donald Trump gefolgt. Die Anklage gegen Trump ist auch eine Anklage gegen sie. Wir haben also diese beiden verschiedenen Kulturen, und deren Vertreter mögen einander nicht leiden. Die einen provozieren die anderen. Es gibt auch ein neues Element.

Welches neue Element?

Wir haben zum ersten Mal in diesem Land 45 Millionen Menschen, die nicht in den Vereinigten Staaten geboren wurden. In Kalifornien ist es fast jeder dritte Einwohner. Die Linke realisiert, dass sich die Demografie verändert. Sie vertritt die Ansicht, Menschen sollten sich durch ihre sexuelle Orientierung, ihr Geschlecht oder ihre Rasse definieren. Sie ist überzeugt, dass sie sich für progressive Anliegen einsetzen würden, das ist ein ziemlich polarisierender Gedanke. Ihre Feinde sind das traditionelle Christentum, die Gründer der Vereinigten Staaten, die konstitutionelle Regierung, der Kapitalismus und so weiter.

Die Wut der sogenannten stillen Mehrheit wurde erstmals mit der Tea-Party-Bewegung 2009 deutlich sichtbar. Aber wann hat die Spaltung der amerikanischen Gesellschaft begonnen?

In den 1960er Jahren. Darauf folgte eine Entspannung. Dann kam Obama an die Macht und sagte, er würde das Land radikal verändern. Seine Regierung benutzte ein neues Wort, «Diversität» (*diversity*), damit war alles gemeint, was nicht weisser Hautfarbe ist. Jeder, der divers sei, würde irgendwie Teil eines ideologischen Kollektivs sein. Sie begannen diese Worte zu kreieren, wie zum Beispiel «aufgewacht» (*woke*) oder «nicht aufgewacht». Die Themen Rasse, Geschlecht und Klasse begannen jede Diskussion zu durchdringen, in den Universitäten und in der Bürokratie und Regierung, in der Kunst und in Hollywood. Dann trugen die Folgen der Globalisierung zur Spaltung bei. Sie produzierte Gewinner und Verlierer. Geld strömte in Städte wie New York, San Diego, San Francisco, Los Angeles, Seattle, Portland oder Washington, D.C. Es ging nicht unbedingt nach Cincinnati, Cleveland oder Flint, Michigan.



Aussenseiter: Achilles und Ajax, Vasenbild.



«Abschreckender, tragischer Held»: Donald J. Trump.

Die zwei letzten Präsidenten reagierten sehr unterschiedlich auf diese Entwicklung. Inwiefern trugen sie zur Spaltung bei?

Die zwei letzten Präsidenten beschritten radikal unterschiedliche Wege. Barack Obama führte die Demokratische Partei radikal nach links. Und jetzt erscheint selbst er, nach jakobinischer Manier, den Radikalen nicht radikal genug. Dann ha-

ben wir Donald Trump, der den Zentrismus von Jeb Bush ablehnte und sagte: «Wenn Sie sich diesem linken, progressiven Trend nicht entgegenstellen, werden Sie ihn nie aufhalten. Ich werde ein Rundum-Kritiker sein, und dies 24 Stunden am Tag, sieben Tage die Woche.» Ob es Footballstar Colin Kaepernick ist, der aus Protest gegen Rassismus während der Nationalhymne kniete, ob ein Promi-Tweet oder ein Transgender-

Aktivist: Donald Trump glaubt, dass er auf alles reagieren sollte, und das ärgert die Linke noch mehr.

In Ihrem Buch bezeichnen Sie Donald Trump als eine Art Chemotherapie. Chemotherapie ist ein toxisches Mittel, und sie macht den Patienten krank ...

... aber zielt darauf ab, den Krebs zu töten, bevor dieser den Patienten umbringt.

Was ist der Krebs?

Die Politik und die Bürokratie des sprichwörtlichen Schattenstaats (*deep state*). Der Krebs in dieser metaphorischen Analogie ist die aufgeblähte Regierung, die wir haben, die riesige Bürokratie, der riesige Einfluss weniger Leute in Hightech, Silicon Valley, Stiftungen, Hollywood. Alle diese Menschen wollten das Land auf einen bestimmten Weg führen, der aber nicht von einer Mehrheit der Amerikaner unterstützt wird. Weniger als ein Prozent der Bevölkerung sind sogenannte Transgender – dieser neue Begriff, der meiner Meinung nach in Wirklichkeit ein Synonym für Transvestitismus ist. Dennoch forderten sie, dass Toiletten für ein drittes Geschlecht eingerichtet werden sollen. Die meisten Menschen wollen keine offenen Grenzen. Sie wollen keine Vermögenssteuer. Sie wollen

Trumps Botschaft lautet: «Je mehr wir den Europäern helfen, desto mehr hassen sie dich.»

keinen «Green Deal». Alle diese Punkte wurden entweder durch Gerichtsentscheide linker Richter eingeführt. Oder wenn sie durch Volksabstimmungen abgelehnt wurden, haben Gerichte diese Resultate wieder verworfen. Ein paar Menschen, die nicht vom Volk gewählt worden sind, vor allem in der Bürokratie, schrieben vor, was der Rest tun und lassen sollte. Dann tauchte Donald Trump auf und sagte: «Ihr habt für nichts dergleichen gestimmt. Lasst euch das auf keinen Fall gefallen. Und noch wichtiger: Ihr seid die Mehrheit, wir werden gewinnen.»

Trump sei wie ein «abschreckender, tragischer Held», schreiben Sie in Ihrem Buch. Sie vergleichen ihn mit Homers Achilles, mit Sophokles' Ajax, sogar mit Kinofiguren wie Pike Bishop aus «Wild Bunch» und Dirty Harry.

Das Schlüsselwort ist «tragisch». Die Gesellschaft befindet sich in einer Zwickmühle. Ihre traditionellen Methoden, Probleme zu lösen, scheinen nicht mehr zu funktionieren. Da tritt ein Aussenseiter auf den Plan, es kann eine sehr unorthodoxe Frau sein wie Antigone oder ein störrischer Mann von vergessener Grösse wie Ajax. Sie lösen das Problem, ob es sich nun um eine Seuche handelt, ob es darum geht, trojanische Helden zu töten oder einem falschen Gesetz zu trotzen wie in «Antigone». Doch es gibt eine Krux mit ihrer Art, Probleme zu lösen. Sie stellen die gesamte Weltanschauung der Gemeinschaft, der sie dienen, in Frage. Nachdem sich der Erfolg abgezeich-



Historiker Hanson.

net hat, werden die Menschen unruhig. Ein unangenehmes Gefühl stellt sich ein, dass sie überhaupt jemals auf ein solches Mittel zurückgreifen mussten. Wir sehen es in der amerikanischen Militärgeschichte bei Curtis LeMay, dem Architekten des B-29-Programms [schwere Kampfbomber, d. Red.] gegen Tokio. Wir sehen es bei «Bomber» Harris [Sir Arthur Travers Harris, d. Red.] in Grossbritannien, der das Flächenbombardement deutscher Städte durch die Royal Air Force geleitet hat. Wir sehen es bei George Patton. Das waren alles ungehobelte Typen, die im Militär aufgewachsen sind. Man sagte ihnen: «Löst das Problem.»

In der Tat, sie haben das Problem gelöst.

Sie haben das Problem nicht bloss gelöst, sie haben es auf eine sehr grobe Weise getan. Und dann, nach dem Krieg, sagten wir: «Weisst du was, wir geben dem «Bomber» Harris keine Ehrenmedaille, und wir sind froh, dass Patton bei einem Unfall getötet wurde und nicht mehr unter uns weilt, um uns wie ein böser Geist zu verfolgen. Und LeMay, wir werden uns über ihn in «Dr. Strangelove», dem Kinofilm, lustig machen.» Dasselbe gilt für Westernhelden, sei es in «Shane» oder «High Noon» oder «Magnificent Seven». Es war das Grundmuster im amerikanischen Kino, dass der Aussenseiter hereinkommt, die Rinderbarone tötet oder korrupte Politiker oder Banditen. Wir alle wünschen uns, dass wir ein bisschen so wären wie er, aber wir möchten nicht mit ihm tauschen. Seine harte, abge-

brühte Art, Gewalt anzuwenden, sein loses und faules Mundwerk machen die Menschen nervös. Er versteht, dass er keinen Platz hat in einer zivilisierten Gesellschaft, also reitet er in den Sonnenuntergang davon. Ich denke, so wird es mit Trump geschehen.

Tragische Helden wie Achilles sind tribale Figuren. Sie sind mehr um ihren Stamm besorgt als um das gesamte Gemeinwesen. Kann Trump als tragischer Held also kein Einiger des Landes sein?

Nein, er kann kein Einiger sein, weil er diagnostiziert hat, dass eine Krankheit das Land erfasst hat, und er sagt: «Ich bin ein Chirurg, der diesen Tumor rausschneiden muss, und ich werde es mit einer rostigen Klinge tun, wenn es sein muss.» Die Leute wollen, dass er ihn herausschneidet, aber sie verstehen, dass der schiere Prozess so blutig sein wird und dass er so rau zu Werke gehen wird, dass sie ihn nicht mehr um sich haben wollen, wenn alles vorbei ist. Trump wird das Problem mit China wahrscheinlich auf eine Weise lösen, von der niemand dachte, dass es möglich ist. Er hat die Arbeitslosigkeit auf ein – für Friedenszeiten – Rekordtief runtergedrückt, die Börse feiert Rekorde, das Business ist dereguliert,



«Abgebrühte Art»: Westernheld Shane.

liert, er drückt den grünen Knopf bei der Öl- und Gasförderung, er bringt das Militär auf Vordermann. Selbst seine Gegner im linken Spektrum sagen leise: «Weisst du was? Wir können nicht gegen ihn antreten, wir werden verlieren. Er hat zu viel Erfolg, also müssen wir seine Person und seine Methoden attackieren. Er spricht diese derbe Sprache, er hat dieses orangefarbene Haar, er hat diese schreckliche Frisur, er hat diese lächerliche Krawatte, diesen Akzent aus Queens. Werfen wir ihn über Bord!»

Wie lange wird es dauern, bis die Chemotherapie den Krebs ausgemerzt hat? Ein weiteres Jahr? Oder noch fünf Jahre?

Wenn Trump gesund bleibt und wiedergewählt wird, könnte er in fünf Jahren wahrscheinlich Erfolg haben. Er hat bereits einen Viertel der Bundesgerichte (*federal judiciary*)

«Traditionelle Methoden, Probleme zu lösen, scheinen nicht mehr zu funktionieren.»

neu bestellt. Fährt er so weiter, wird es im nächsten halben Jahr die Hälfte sein. In einer zweiten Amtszeit könnte er den Obersten Gerichtshof (*Supreme Court*) massgebend neu besetzt haben. Daher stammt ein Grossteil der Wut, die ihm entgegenschwappt. Ausserdem ist er dabei, Karrierebürokraten aus dem Ausserministerium, dem Verteidigungsministerium und dem Nationalen Sicherheitsrat zu entfernen, von denen er glaubt, dass sie Amerika auf einen unnötigen, interventionistischen Kurs inklusive *nation building* gesteuert haben. Er sagt zu den Progressiven: «Ihr habt euch von der weissen Arbeiterklasse entfremdet, doch die Weissen stellen immer noch 70 Prozent der Bevölkerung. Wenn ihr gewinnen wollt, müsst ihr zwingend 90 Prozent der schwarzen Stimmen und etwa 60 Prozent der Latinostimmen holen. Aber um diese Wählergruppen werde auch ich mich kümmern.»

Wird ihm das gelingen?

Er ist drauf und dran. Er dringt in die *communities* der Innenstädte ein. Er hat schwarze Aktivisten, die auf seiner Seite sind. Er sagt zu ihnen: «Ich will, dass ihr an Wichtigkeit gewinnt. Ich will, dass die Arbeitgeber um eure Arbeit buhlen. Sie ist wertvoll. Ihr braucht euer Schicksal nicht in den Schoss der Regierung zu legen. Wir werden euch Kraft verleihen.» Wenn er 20 Prozent der schwarzen und 45 Prozent der hispanischen Stimmen erhält, wird er die Wahl wahrscheinlich leicht gewinnen. Deshalb verunglimpft ihn die Linke immer wieder als Rassisten und Fremdenfeind.

Trump ist mit seiner Mission «Make America Great Again» beschäftigt. Er hat wiederholt erklärt, die Vereinigten Staaten könnten nicht länger den Weltpolitikern spielen. Was bedeutet ein allmählicher Rückzug der USA für die Geopolitik?

Trump sagt einerseits, der Einsatz von US-Truppen in internationalen Konflikten zahle sich nicht aus, man ziehe Truppen ab. Das gilt insbesondere für den Nahen Osten. Gleichzeitig rüstet er das Militär auf. Auf eine ironische Weise sind die USA heute militärisch besser auf einen Krieg vorbereitet als je zuvor. Sie haben keine 250 000 Soldaten mehr im Irak gebunden, sie haben viel mehr Flexibilität. Trumps Botschaft lautet: «Du kannst keinen besseren Freund und keinen schlimmeren Feind haben als die Vereinigten Staaten. Wenn Japan unsere Hilfe braucht, um vor China beschützt zu werden; wenn Australien unsere Hilfe braucht; wenn Europa unsere Hilfe braucht, dann sind wir zur Stelle.»

Das kommt in Europa nicht so an. Neulich sagte der französische Präsident Macron, Amerika sei nicht mehr bereit, den Europäern zu helfen. Die Nato erleide einen «Hirntod». Macron forderte die Europäer auf, selbst wieder mehr in das Militär zu investieren. Sind die Europäer heute noch bereit, Freiheit und Unabhängigkeit mit Waffen selbst zu verteidigen?

Nein. Die Europäer sind weder geistig noch militärisch oder materiell dazu bereit. Wenn ich einem Europäer, der in Florenz an seinem Cappuccino nippt, sage, er müsse sein Leben aufs Spiel setzen, um Litauen vor Putin zu schützen, wird er es nicht tun. Ich beobachte einen kollektiven Selbstmord in Zeitlupe. Ich sehe es so, wie die klassischen Historiker Tacitus oder Sueton oder der Schriftsteller Petronius ihre Zeit betrachtet haben. Europa ist reicher als je zuvor in seiner Geschichte. Die Europäer haben mehr Freizeit als je zuvor. Sie pflegen einen Lebensstil, von dem sie immer geträumt haben. Wir erkennen die typischen Symptome, die auftreten, wenn Menschen wohlhabend sind und ein Übermass an

Freizeit haben. Das Problem besteht nun darin, dass diese Freiheiten und Vorzüge anfangen, Europa zu zerstören. Die Fruchtbarkeitsrate in der EU liegt bei nur 1,6 Prozent. In einigen Ländern wie Italien ist sie auf 1,4 Prozent gesunken. Die Verteidigungsausgaben liegen bei etwa 1,4 Prozent des BIP. Gemäss einer neuen Umfrage des Pew-Forschungszentrums beten noch 16 Prozent der Europäer jeden Tag zu einer Gottheit. Sie fühlen sich klug und kultiviert, und alle stimmen überein, dass Krieg obsolet sei.

Warum ist der Hass in Europa auf US-Präsident Trump so weit verbreitet?

Das Problem, das die Europäer mit Trump haben, ist, dass er einen Subtext hat, den sie nicht recht verstehen. Trumps Botschaft an die Amerikaner lautet: «Je mehr wir den Europäern helfen, je mehr du sie verteidigst,



CONTAINER.CH
IHR SCHWEIZER LIEFERANT
FÜR CONTAINER ALLER ART

E-Mail: info@container.ch
Facebook: www.facebook.com/container.ch

desto mehr hassen sie dich. Denn sie sind wie ein launischer Teenager, der seine Eltern hasst. Wenn man mit Europa befreundet sein will, dann ziehst du dich zurück, lässt es in Ruhe die Folgen seiner Ideologie spüren, dann ist es vielleicht eines Tages bereit, die Hand nach uns auszustrecken.» Ich glaube, Macron sieht das. Doch er ist naiv. Er sagt sich: «Weisst du was, sie [die Amerikaner, d. Red.] werden sich zurückziehen, jetzt ist die Chance gekommen für Napoleon X. oder XII.» Ich hoffe, die Europäer können es schaffen, allein, mir fehlt der Glaube.

Victor Davis Hanson ist Historiker an der Hoover Institution, Stanford-Universität, und Autor zahlreicher Bestseller. Sein neustes Buch: «The Case for Trump». Little, Brown and Company. 400 S., Fr. 37.90

Das Interview im englischen Original auf www.weltwoche.ch/International



Inside Washington

Impeachment-Blues

Die Stimmung kippt. Die Unterstützung für eine Amtsenthebung Trumps sinkt.

Was ist schiefgelaufen? Die landesweite Live-Übertragung der Anhörungen zu einer möglichen Amtsenthebung von Präsident Trump sollte eine pausenlose Nervenkitzelfahrt voller schockierender Enthüllungen und belastender Zeugenaussagen werden. Am vierten Tag des Medienspektakels sank die ohnehin geringe Einschaltquote um 2,4 Millionen Zuschauer. Sogar unter den Demokraten, die das Impeachment-Verfahren angezettelt haben, schwindet das Interesse, wie eine Umfrage der Online-Zeitung *The Hill* offenlegt.

Noch schlimmer für die Demokraten: Anstatt skeptische Wähler von der Gerechtigkeit ihres Kreuzzugs zu überzeugen, stösst das choreografierte Drama auf sinkende Unterstützung. *Vanity Fair*, eine publizistische Hochglanzbastion linker Metropolitane, warnt: «Neue Umfragen deuten darauf hin, dass der Impeachment-Druck der Demokraten die Stammwähler vor den Kopf stossen könnte ... Mit massivem Abstand sagen parteiungebundene Wähler, das Thema Amtsenthebung sei «für Politiker wichtiger als für mich» (62 bis 22 Prozent).»

Umfragen des Emerson College liefern mehr *bad news*. Nach Wochen des Trump-Bashings hat die Stimmung gedreht. Waren bislang 48 Prozent für eine Amtsenthebung (44 Prozent dagegen), ist jetzt eine Mehrheit von 44 Prozent gegen ein Impeachment (43 Prozent dafür). Damit nicht genug: Trumps Beliebtheitsgrad hat um ganze 5 Punkte zugelegt. Doug Schoen, ehemaliger Meinungsforscher von Bill Clinton, prophezeit: «Das Impeachment wird für die Demokraten zur politischen Niederlage.»

Diesen Frühling, bevor das Impeachment-Fieber die Demokraten erfasste, warnte die Sprecherin des Repräsentantenhauses, Nancy Pelosi, ihre Parteikollegen, eine Anklage müsse «überzeugend und in grossem Masse überparteilich» sein. Bislang ist sie keines von beidem. *Amy Holmes*

In Wil will's Weihnacht werden

Von Christoph Mörgeli

Zuweilen holt die Wirklichkeit die Parodie ein. Über Jahre hackten die beiden Staatskomiker Viktor Giacobbo und Mike Müller im Schweizer Fernsehen auf der St. Galler Stadt Wil herum. Ziel ihrer staatserhaltenden Witze waren die dortigen Bedenken über die zunehmende Islamisierung. Das tönte dann so: «In Wil hat es immer schon Extremisten gegeben, sonst wäre Lukas Reimann nicht in den Nationalrat gewählt worden.» Das Duo ätzte darüber, «wie dort die Taliban das ganze Wil übernommen haben». Giacobbo spottete: «Hast du gewusst, Mike, dass in Wil schon eigene Gesetze gelten?»

Nun wird bekannt, dass in Wiler Schulen gewisse Weihnachtslieder nicht mehr gesungen werden dürfen – «aus Rücksicht gegenüber anderen Kulturen und Religionen». So soll ein Vater während des Weihnachtskonzerts einer Klasse aufgestanden sein und lautstark reklamiert haben. Er beschwerte sich über die Liedauswahl, weil sich im Raum mehr Muslime als Christen befunden hätten. Eine gewisse Islamisierung in Wil ist also nicht von der Hand zu weisen. Und offenbar gelten in Wil mittlerweile auch eigene Gesetze – wenn auch vorläufig noch ungeschriebene.

Dagmar Rösler, Präsidentin aller Schweizer Lehrer, kann die Reaktion der Muslime «nachvollziehen». Ihre umwerfende Begründung lautet: «Die Zeiten ändern sich.» Auf dem Index verbotener Lieder in Wil steht etwa das Lied «S grööschte Gschänk» von Andrew Bond. Wegen der beiden Schlusszeilen, nach denen Gott uns Jesus an der ersten Weihnacht geschenkt hat. «Go Tell It on the Mountain» ist ebenfalls verboten. Weil dort von den Bergen verkündet wird, dass Jesus Christus geboren ist. «Fröhliche Weihnacht überall!» wird in Wil untersagt. Weil dort «bekennen jeder muss, Christkind kam für mich».

Weihnacht als Fest von Christi Geburt funktioniert schwerlich ohne Christus. Doch es gibt Rettung für die Muslime in Wil. Man greife einfach zu islamkompatiblen Weihnachtsliedern: «Der Weihnachtsmann geht um den Kreis./ Die Nase rot, der Bart so weiss.» Was wollen da Giacobbos Wiler Taliban dagegen einwenden? Auch dieser Originaltext von 1835 dürfte den Geschmack der Wiler Muslime nicht schlecht treffen: «Morgen kommt der Weihnachtsmann, kommt mit seinen Gaben:/ Trommel, Pfeife und Gewehr, Fahn' und Säbel und noch mehr,/ ja, ein ganzes Kriegesheer, möcht' ich gerne haben.»

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.



Im Kampf gegen die chinesischen Elektro-Kommunisten reisst Ford dem Mustang das Herz – den Benzinmotor – raus.

Bodenmann

Anti-China-Kommunismus

Von Peter Bodenmann — Volkswagen investiert dreissig Milliarden Euro in die Elektromobilität. Musk baut in Brandenburg eine Giga-Factory.

Wer in seiner Jugend amerikanisches Benzin in den Adern hatte, träumte von einem heissen Ford Mustang. Damals hatte der Ungebändigte aus dem Wilden Westen noch Ecken und Kanten. Heute erinnern Mustangs von der Karosserieform her irgendwie an brave Mutti-Einkaufswagen. Das Primat der Aerodynamik macht alle Autos gleicher.

Wie sieht die Zukunft der Mobilität aus? All jene, die in Sachen umweltfreundliche Antriebe nichts machen wollen, schwärmen von Wasserstoff-Autos. Weil es praktisch keine gibt. Und weil sie ökologisch eine Dummheit sind. Man braucht vier Mal so viel neue erneuerbare Energie, um gleich viele Kilometer zurückzulegen wie mit einem Elektroauto.

Für Lenin galt: «Kommunismus – das ist Sowjetmacht plus Elektrifizierung des ganzen Landes.» Das mit dem Kommunismus hat in der Sowjetunion nachweislich nicht geklappt. Umgekehrt wird es keine schnelle Klimaneutralität geben, wenn sich nicht Elektroautos und elektrische Wärmepumpen flächendeckend durchsetzen.

Erfolgreich waren und sind bisher vorab die chinesischen Kommunisten, die mit und dank der brutalen Diktatur der kommunistischen Partei den von ihr gesteuerten Kapitalismus Richtung Elektromobilität steuern. Werden im offen ausbrechenden Wettbewerb zweier kapitalistischen Systeme Europa und die USA von immer besseren und billigeren Elektroautos aus China überrollt?

Anti-China-Kommunismus I: Der Volkswagen-Konzern setzt voll auf Elektromobilität.

Er investiert in die Entwicklung und Produktion von Elektroautos nicht weniger als dreissig Milliarden Euro. Eine unglaublich hohe Wette auf die Zukunft. Hoffen wir, dass sie wissen, was sie tun.

Anti-China-Kommunismus II: Deutschland ist Autoland. Am meisten Geld verdienen die Hersteller mit ihren Premium-Modellen. Direkt neben dem noch nicht eröffneten Panen-Flughafen Berlin Brandenburg will Elon Musk in einer vier Milliarden teuren Giga-Factory Elektro-SUVs der nächsten Generation bauen lassen. Mitten im Herz des Autolandes, wo die besten Autoingenieure und Facharbeiter nach 35 Stunden Arbeit in der Woche mit Elektro-Rasenmähern von Bosch alles im Garten flach halten.

Anti-China-Kommunismus III: Und jetzt reisst Ford dem Mustang dessen Herz, den Benzinmotor, raus und macht aus der einstigen heissen Prolo-Karre einen elektrisch angetriebenen, bezahlbaren SUV für die sparsamen Feineren der Gesellschaft. Somit für jene, die in Deutschland grün stimmen, aber ihre Kinder weiter mit dem SUV in die Schule fahren wollen. Der nur scheinbare Trost: Der neue Mustang Mach E beschleunigt in 4 Sekunden auf 100 und wird erst bei 185 km/h abgeriegelt. Und hat bis zu 600 Kilometer Reichweite.

Der Anti-China-Kommunismus ist der schnelle Tod der proletarischen Autoschrauber.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Zeit der Trullas

Von Kurt W. Zimmermann — Es gibt inzwischen ganze Horden von PR-Fuzzis. Nun schwemmt es sie auch ins Parlament.

Wenn sich der Boulevard und die sogenannte seriöse Presse einig sind, dann ist die Wahrheit nicht fern.

Als «amerikanisch angehaucht» erlebte der *Sonntagsblick* den Wahlkampf des SP-Politikers Cédric Wermuth. Einen «amerikanischen Wahlkämpfer» nannte ihn der *Tages-Anzeiger*. Beide beschrieben seine theatralisch inszenierte PR-Kampagne.

Public Relations, kurz PR, entstand ab 1900 in Amerika. PR besteht darin, über die Medien ein hübsch geschminktes Bild einer Person oder Organisation in die Öffentlichkeit zu tragen.

Seitdem ist die Branche der professionellen Schönfärber explosionsartig gewachsen. Kein Kirchgemeindepräsident und kein Kaninchenzüchterverband kommt heute ohne PR-Berater aus. Exemplarisch zeigt sich der Boom beim Bund. In seinen Ämtern arbeiten 320 Kommunikationsbeamte. Noch vor zwanzig Jahren war es ein Drittel davon.

All die Horden von PR-Adlaten haben dem Berufsbild einen ziemlich trüben Ruf eingetragen. Die Männer im Job nennt man despektierlich PR-Fuzzis. Die auffallend häufigen Damen im Gewerbe nennt man PR-Trullas.

Damit sind wir zurück beim Aargauer Nationalrat Cédric Wermuth. Er arbeitet auch privat als PR-Fuzzi, bei der Agentur Spinax Civil Voices. Kunden sind etwa Greenpeace, Helvetas und die Klimaallianz.

Pult, Glättli, Marti, Fiala, Rutz

Es fällt auf, wie viele linke und darunter wie viele neugewählte Politiker zum wachsenden Heer der PR-Berater gehören. Wermuths Bündner SP-Nationalratskollege Jon Pult etwa arbeitet bei der PR-Agentur Feinheit, die Kunden von Biotta-Saft über die Unia bis zum FC Zürich betreut. Die grüne Berner Nationalrätin Aline Trede nennt ihre eigene PR-Firma Kampagnerei und liefert das Make-up für Kunden wie den Gewerbeverein und Pro Velo Schweiz. Ihre Lausanner Rats- und Parteikollegin Léonore Porchet ist für die Agentur Plates-Bandes tätig, die Auftraggeber von Flughafen Genf bis Möbel Pfister hat.

Auch der grüne Zürcher Nationalrat Balthasar Glättli hat eine eigene PR-Firma, die Politbüro Kampagnen & Webdesign heisst. Seine Ehefrau, die SP-Nationalrätin Min Li Marti, ist ebenso eine langjährige PR-Trulla. Sie gibt die linke Zeitung *P.S.* heraus. Weil sie – anders als übliche Blätter – keine kontradiktorischen Beiträge abdruckt, gehört sie mit diesem Stil ebenfalls zur PR und nicht zur Presse.



Kunst der öffentlichen Zuckerbäckerei: Binder-Keller.

Die bekanntesten PR-Fuzzis auf bürgerlicher Seite sind die Nationalräte Lorenz Hess von der Berner BDP und die beiden Zürcher Doris Fiala von der FDP und Gregor Rutz von der SVP. Hess war beim globalen PR-Giganten Burson-Marsteller in der Geschäftsleitung und hat nun eine eigene Kommunikationsfirma unter dem Namen Hess Advisum. Fiala, Inhaberin von Relations & more, ist ebenfalls eine altbewährte PR-Trulla und macht Öffentlichkeitsarbeit, vom «Arosa Kulm Hotel» bis zur Paraplegiker-Stiftung. Die PR-Agentur Rutz & Partner wiederum arbeitet oft in politischen Mandaten, von Managed Care bis zu den Winterthurer Stadtratswahlen.

Eng verwandt

Auch der Zürcher CVP-Nationalrat Philipp Kutter berät mit seiner Kutter-Kommunikation die Klientel von der Jugendseelsorge bis zur lokalen Spenglerei. Ratskollegin Marianne Binder-Keller aus dem Aargau erlernte die Kunst der öffentlichen Zuckerbäckerei als langjährige Kommunikationschefin der CVP. Der freisinnige Luzerner Ständerat Damian Müller schliesslich ist PR-Berater des Versicherungskonzerns Swiss Life.

Politik und PR sind eng verwandt. Beide sind spezialisiert auf die Kunst des Verkaufens. Wenig erstaunlich denn, dass die Fuzzis und Trullas das Parlament erobern.

Sichere Zukunft

Von Henryk M. Broder — Ein Leben hinter Mauern.

Am Wochenende fand in Frankfurt am Main die alljährliche Ratsversammlung des Zentralrates der Juden statt. Die 89 Delegierten vertreten etwa 100 000 «jüdische Mitbürger», die in den Gemeinden und Landesverbänden organisiert werden. Etwa ebenso viele Juden leben in Deutschland, ohne Mitglied einer Gemeinde oder eines Landesverbandes zu sein. Alles in allem dürfte der Anteil der Juden an der Bevölkerung etwa ein Viertelprozent betragen.

«Das bestimmende Thema der Ratsversammlung», so konnte man es hinterher in der *Jüdischen Allgemeinen* lesen, «war die Sicherheit des jüdischen Lebens in Deutschland». Der Vorsitzende des Zentralrates, Josef Schuster, machte deutlich, «dass wir nicht bereit sind, uns das kaputtmachen zu lassen, was Generationen vor uns aufgebaut haben». Jüdisches Leben in Deutschland müsse «eine sichere Zukunft haben». Wem es nicht passe, dass hier Juden leben, Gemeinden und Synagogen entstehen, der könne «Deutschland gerne verlassen».

Als ich diese Sätze las, dachte ich, Josef Schuster, ein besonnener, kluger Mann, würde endlich meinem Rat folgen und die Juden auffordern, Deutschland zu verlassen. Erst beim zweiten Lesen merkte ich, dass er es so nicht gemeint hatte. Nicht die Juden sollten gehen, sondern diejenigen, die sich darüber ärgern, dass hier Juden leben, Gemeinden und Synagogen entstehen – also die autochthonen Antisemiten.

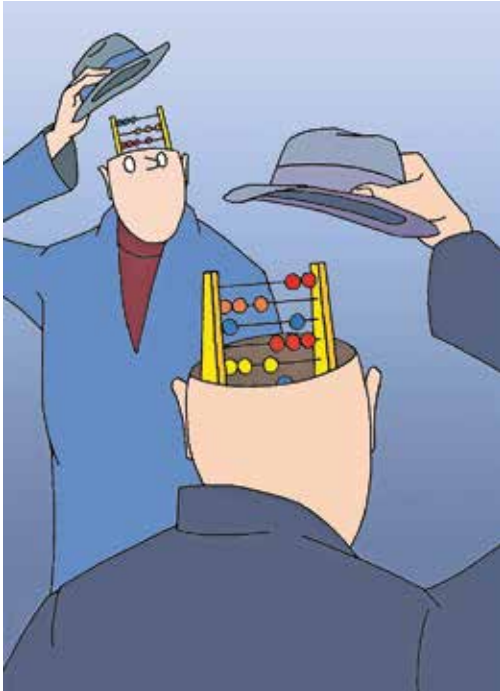
Und da stutzte ich. Welches Land würde diese Menschen aufnehmen? Schweden, Paraguay, Nordkorea? Würden sie freiwillig gehen? Oder müsste man sie ausbürgern? Das Grundgesetz lässt so etwas nicht zu. Und selbst wenn: Wie sollte man die so entstandene Bevölkerungslücke füllen? Mit dem Zuzug weiterer «Facharbeiter» aus den afrikanischen und asiatischen Krisengebieten? Damit hat man bis jetzt nicht die besten Erfahrungen gemacht.

Der so «importierte Antisemitismus» hat sich als wettbewerbsfähig erwiesen. Zu den Kollateralschäden der Willkommenskultur gehört auch eine Zunahme antisemitischer Vorfälle. Wer also von einer sicheren Zukunft für das jüdische Leben in Deutschland spricht, muss wissen, was das bedeutet. Ein Leben hinter Mauern, geschützt von der Polizei und dem illusionären Versprechen der Politiker, dass es für Antisemitismus «keinen Platz in Deutschland» gebe.



Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man unter Freunden in einem Strassencafé die vorbeigehenden Frauen auf einer Skala von 1 bis 10 bewerten?

Martin Vonlanthen, Kriens

Die Frage nach dem guten Stil ist oft auch eine Frage nach der Motivation. Wollen Sie ihren Freunden beweisen, dass Sie nicht schwul sind? Gibt es Ihnen ein Gefühl von Macht über das andere Geschlecht? Oder wollen Sie einfach auf Kosten anderer lachen? Sie sehen: Es fällt mir schwer, Ihnen gute Gründe für dieses Verhalten zu unterstellen. Wenn Sie mich fragen: Lassen Sie es besser sein. *Claudia Schumacher*

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Leserbriefe

«Unsere Sicherheitskräfte und Nachrichtendienste sind gefordert wie nie zuvor.» *Roger E. Schärer*

Ein Hauch chinesische Viererbande

Nr. 47 – «Die Zukunft der Sozialdemokratie»; von Philipp Gut und Christoph Mörgele

Das Titelbild-Duo Badran/Wermuth ist herrlich. Ein Hauch chinesische Viererbande um die Witwe Maos. Es kommt wie es muss! Ich hoffe auf Pragmatismus statt Ideologie der neuen Führung. Arbeitsplätze, Bildung, Energie und Einwanderung sind die Themen – und nicht die 35-Stunden-Woche, Kitas und Männerkindbetturlaub. *Urs Maurer, Birr*

Undifferenziert gegen die AfD

Nr. 47 – «Wir leben in hysterischen Zeiten»; Interview mit Nico Hofmann

Im Deutschen Bundestag werden AfD-Politiker aus den Reihen der Altparteien des Öfters hysterisch angebrüllt. Man weigert sich zu differenzieren. Nico Hofmann gibt zwar kein Gebrüll von sich, aber differenziert sind seine Aussagen über die AfD nicht. Deren Aufstieg macht ihm grosse Sorgen. Absolut keine Sorgen macht sich Hofmann offensichtlich über das Entstehen demokratieunverträglicher Parallelgesellschaften, vor denen die AfD als einzige Partei warnt. Aus einer gewissen Froschperspektive scheint er sich zu weigern, eine andere Farbe als Braun zu sehen. Richtig: Es ist «beunruhigend, was sich zusammenbraut». *Heinz Oswald, Gräslikon*

Unbeugsam

Nr. 47 – «Kühler Kopf beim Klima»; Florian Schwab über die SNB

Wenigstens behält die Schweizerische Nationalbank bei zunehmender Wärme kühlen Kopf und beugt sich nicht den grünen NGOs, die unsere zivilisatorischen Errungenschaften zerstören wollen. *Robert Renfer, Rapperswil*

Kein Grund zur Zurückhaltung

Nr. 47 – «Erdogans langer Arm in die Schweiz»; Essay von Saïda Keller-Messahli

Dass die muslimische Einflussnahme in Europa und der Schweiz rasch voranschreitet, ist ein Zeichen von Schwäche. Gleichzeitig ist es eine Tatsache, dass die meisten Medien, Politiker, Kulturschaffenden, Multikulti-Anhänger und Schönredner von Mitte-links davor die Augen verschliessen. Auch viele Bürgerliche schweigen aus Angst, in die islamophobe Ecke abgeschoben zu werden. Dabei besteht gerade gegenüber den Praktiken des autokratischen türkischen Präsidenten Erdogan – mit dem völkerrechtswidrigen Angriff auf syrisches Gebiet und der



«Es kommt, wie es muss!»

Vertreibung Zehntausender Kurden – kein Grund zur Zurückhaltung. *Hans Fehr, Eglisau*

Erdogan hat seine europäische Diaspora aufgerufen, viele Kinder für den Islam in noch christlichen Ländern in die Welt zu setzen. Das türkische Religionsministerium finanziert in der Schweiz Moscheen und Salafistenkreise. Auch die Türkisch-Islamische Stiftung, die der türkischen Religionsbehörde Diyanet unterstellt ist, setzt Spitzel gegen Landsleute ein. Das Religionsministerium und das Amt für Auslands-Türken, eine staatliche Behörde, direkt dem Ministerpräsidenten unterstellt, finanzieren mit horrenden Budgets diffuse und intransparente Projekte und Schulen mit islamistisch-politischer Ausrichtung. Den Machenschaften ausländisch-religiöser Institutionen mit islamistischem Hintergrund muss unser Rechtsstaat konsequent und in aller Härte entgegengetreten. Unsere Sicherheitskräfte und Nachrichtendienste sind gefordert wie nie zuvor. *Roger E. Schärer, Feldmeilen*

Etliche Islamwissenschaftler geraten ins Schwärmen, wenn sie vom Generationenwechsel in von der türkischen Regierung finanzierten Moscheen sprechen. Die neue Generation spreche gut Deutsch und sei offen für den Dialog, so der Tenor. Ich finde diese Aussage blauäugig. Jedes Jahr wird die neue «Generation» von regierungsnahen Funktionären in der Türkei empfangen. Manche hatten sogar die «Ehre», den «Sultan» höchstpersönlich zu treffen. Dann werden ehemalige Kriegsschauplätze besucht.

Dazu wird mit türkischen Funktionären über Probleme der Muslime in Europa diskutiert, was ich als falsch empfinde. Denn Schweizer Muslime sind Teil der hiesigen Gesellschaft. Ihre Probleme sollten mit Schweizer Funktionären besprochen werden und nicht mit irgendwelchen Eiferern aus Ankara. *Ramazan Özgü, Zürich*

Dem Himmel nah

Nr. 47 – «Personenkontrolle»

Da menschtelt es aber gewaltig, hoch über den Wolken; im Flieger unterwegs mit Papst Franziskus. Journalisten fliegen (fast) «CO₂-frei» mit dem Heiligen Vater durch die Lüfte und lassen sich dieses «oberheilige» Vergnügen eine Stange Geld kosten. Aber man gönnt sich ja sonst nichts, denn wer hat, der kann, und wer kann, der darf dem Himmel inklusive dem Papst ganz, ganz nah sein. *Klaus P. Jaworek, Büchenbach (D)*

Wunschdenken

Nr. 46 – «Weisheit der Vögel»; Ernst Paul Dörfli über die sozialen Lebewesen

Der Artikel geht an der Realität vorbei. In Biel (und wahrscheinlich im Rest der Schweiz) präsentiert sich diese wie folgt: Durch explosionsartige Vermehrung der Stadtkrähen werden acht von zehn Singvogelnestern systematisch ausgeräumt. Die restlichen Piepmatzen werden von Katzen gefressen. Meine Annahme: Drei Millionen Katzen töten schweizweit je drei Singvögel pro Saison. Das sind rund zehn Millionen tote Vögel pro Jahr! Sowohl die oft herbeigewünschte Singvogel-Diversität wie auch die wohlklingende Nestwärme-Theorie gehören eher in den Bereich des Wunschdenkens. *Anton Giger, Biel*

Glorifiziert

Nr. 44 – «Das Urgestein»; Philipp Gut über Helmut Hubacher

Diese Reportage gleicht einer Hommage an Helmut Hubacher. Hat man das *Reisli* des DDR-Fanklubs Hubacher, Vollmer, Blum & Co. im Jahr 1982 schon vergessen? Diese SP-Genossen haben den DDR-Schergen Honecker, Mielke, Krenz, Stoph und wie sie alle hiessen, den Hof gemacht. Es bestehen zudem Fotos von diesem herzlichen Bruderempfang! Voll des Lobes kehrte die SP-Delegation in die Schweiz zurück und rühmte die DDR als Vorzeigestaat des Sozialismus. Der 30. Jahrestag des Mauerfalls sollte uns vor allem an die 140 Mauertoten erinnern. Stattdessen wird der greise Helmut glorifiziert, und es wurden ihm auch keine unangenehmen Fragen gestellt. *Hans Moser, Wengi b. Frutigen*

Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen.

E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.



Fragen Sie Dr. M. Der Experte für alle Lebenslagen

Ein sehr guter Freund von mir, den ich schon lange kenne, hat sich politisch von mir entfremdet. Wir kommen immer noch sehr gut aus – solange wir nicht über Politik sprechen. Leider hat er die unangenehme Angewohnheit, von sich aus auf die kontroversen politischen Themen zu sprechen zu kommen. Ich vermute, er will mich provozieren oder mir zeigen, dass ich falsch liege. Ich finde diese Diskussionen allerdings ermüdend und möchte sie vermeiden. Was ist die eleganteste und freundlichste Art, diese Art Konversation zu vermeiden, ohne dass mein Freund das Gefühl bekommt, ich wolle ihm ausweichen oder nehme seine politischen Ansichten nicht ernst? P. S., Feldmeilen

Ein Freund ist ja mehr als nur einer, den man etwas kennt und schätzt, mehr als ein Kollege und mehr als ein Geschäfts- oder anderer Partner. Mit einem Freund geht man durch dick und dünn, und ein wichtiges Kennzeichen ist eben auch, dass man sich verbunden fühlt – trotz negativen Eigenschaften und auch in schwierigen

Situationen. Obwohl Sie mit ihm sehr gut auskommen, schätzen Sie seine kontroverse politische Auffassung nicht. Das dürfte er ja wohl wissen, aber er möchte trotzdem mit Ihnen darüber reden. Er will Sie provozieren und Ihnen zeigen, dass er doch recht hat. Wie soll man ihm aus dem Weg gehen, damit es nicht zu diesen Konfrontationen kommt? Es gibt verschiedene Wege. Am besten ist wohl, ihn in ein Gespräch über ganz andere Gebiete zu verwickeln.

Oder ihm elegant etwas aus dem Weg gehen, damit er nicht provozieren kann, ist eine weitere Lösung. Wenn er ja Ihr so guter Freund ist, wird er wohl das Ausweichen zwar merken, aber auch ertragen.

Manchmal hilft auch, wenn man dem Freund – obwohl er nicht recht hat – recht gibt, so dass es gar nicht zu einer Auseinandersetzung kommt. Ihm dauernd unter die Nase zu reiben, dass seine Ansichten falsch und zum Teil «sogar ausgesprochen unreif sind», ist ermüdend. Das haben Sie ihm wohl schon lange und immer wieder gesagt. Darum müssen Sie es ihm ja nicht dauernd wieder sagen.

Wenn er wirklich ein sehr guter Freund von Ihnen ist, können Sie ohne weiteres auch sagen, dass Sie jetzt lieber keine politischen Gespräche führen möchten. Und Ihre Freundschaft wird nicht darunter leiden.

Mailen Sie uns Ihre Fragen zu allen Lebenslagen an drm@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Die Fragen werden anonym publiziert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Huldrychs Life

Für alle, die ihre finanzielle Situation reformieren möchten: Individuelle Vorsorge- und Finanzberatung für ein selbstbestimmtes Leben.

SwissLife 

Rytz rennt um ihre Karriere

Die grüne Wahlsiegerin Regula Rytz klopft selbstbewusst an die Tür des Bundesratszimmers. Ihre Laufbahn sagt viel über den Wandel der Schweiz in den letzten Jahrzehnten aus. Ans Aufgeben denkt die Grüne noch lange nicht. *Von Philipp Gut*

Eigentlich hätten wir Regula Rytz am Donnerstag letzter Woche treffen sollen, doch kurzfristig kam ihr ein anderer Termin in die Quere. Ein wichtiger Termin, wie sich herausstellen sollte: Rytz gab an jenem Tag ihre Kandidatur für den Bundesrat bekannt. Nach dem fulminanten grünen Wahlsieg mit historischen Sitzgewinnen steigt die erfolgreiche Parteipräsidentin persönlich in den Ring, um der FDP einen Sitz abzufragen. «Die Freisinnigen sind in der Regierung übervertreten», begründet sie den Angriff. Seither herrscht helle Aufregung in Bundesbern. Obwohl die Ankündigung von Rytz seit Wochen in der Luft schwebte und allseits erwartet worden war, konnte man in den letzten Tagen eine überraschende atmosphärische Wetterwende beobachten. Die Chefs der anderen Parteien, die am 20. Oktober gleichsam mit offenen Mündern staunend dastanden, haben ihre Reihen zackig geschlossen. SVP, FDP und CVP wollen die grüne Bundesratskandidatin nicht einmal zu einem Hearing einladen.

Wir treffen Regula Rytz nach turbulenten Tagen mit sich jagenden Pressekonferenzen und Medienterminen im «Kafi Pfyfouter» im Berner Breitenrainquartier. Dort wohnt sie in der Nähe in kleinbürgerlich-urbaner Umgebung mit ihrem langjährigen Lebenspartner Michael Jordi, dem Generalsekretär der Konferenz der kantonalen Gesundheitsdirektorinnen und -direktoren. Die Einrichtung des Cafés mit dem merkwürdig klingenden Namen ist spartanisch; draussen vor der Tür werden Zwiebelwähen verkauft wie im Stadtzentrum, wo der traditionelle Zibelemärit stattfindet. Rytz ist, obwohl sie bei Wind und Wetter mit dem Velo unterwegs ist, eine gepflegte Erscheinung. Sie trägt Jeans und Pullover, darüber ein Jackett und einen kuscheligen Schal. Beim Gespräch schaut sie das Gegenüber mit ihren grossen braunen Augen direkt an. Sie wirkt offen und interessiert: Neugierde sei ein Wesenszug von ihr, sagt sie. Ihr Lachen wirkt herzlich, aber bei unangenehmen oder kritischen Fragen ahnt man, dass sie durchaus auch anders sein kann – zupackend, kämpferisch, bestimmt.

Das lange Zögern bis zur Bekanntgabe ihrer Kandidatur begründet sie mit «internem Diskussionsbedarf». Die Grünen seien halt keine hierarchisch organisierte Partei, und es gebe starke Stimmen, die die Partei lieber als oppositionell und «bewegungsnah» sehen würden und nicht als Teil der Regierungsmacht. Sie selbst sieht es anders: «Wir sind die viertstärkste Partei, da ist es absolut logisch, dass wir eine

Kandidatur präsentieren.» Es gehe jetzt darum, zu zeigen, «dass wir bereit sind, Verantwortung zu übernehmen». Keinen Zweifel lässt die freundlich-resolute Parteichefin daran, dass sie selbst die geeignetste Person dafür ist: «Ich habe Exekutiverfahrung, kenne die nationale Politik und kann führen.» Es sind Sätze, die man der Politikerin mit dem fröhlichen roten Lippenstift bei oberflächlicher Betrachtung nicht unbedingt zutrauen würde. Doch der Schein trügt: Die in der alternativen Szene gross gewordene linke Powerfrau hat längst eine unverkrampfte Beziehung zur Macht entwickelt. Wer sich im Bundeshaus umhört, bekommt zu hören, dass sie durchaus «ellböglern» könne.

Hausfreund Hanns Dieter Hüsch

In ihrer Biografie spiegelt sich der Aufstieg der Grünen von einer Aussenseiterbewegung mit Sponti-Charakter zu einer ernstzunehmenden politischen Kraft im Zentrum des urbanen Mainstreams. Als Tochter eines Architekten

Die linke Powerfrau hat eine unverkrampfte Beziehung zur Macht entwickelt.

und einer Musiklehrerin wuchs Regula Rytz mit zwei Brüdern in Hünibach am Thunersee auf. Das Elternhaus empfand sie als «sehr offen». Künstler und Intellektuelle gingen ein und aus. Besondere Beziehungen bestanden zur Kleintheaterzene. Zu den Gästen des Hauses zählte der deutsche Kabarettist Hanns Dieter Hüsch, an den sich Regula Rytz noch gut erinnert. «Jetzt kommen wieder kabaretttable Zeiten», sagte Hüsch, als die Ära von Bundeskanzler Helmut Kohl (CDU) heraufdämmerte. Durch die Kontakte der Mutter begegnete Rytz als Teenager linken Musikern, die vor General Augusto Pinochet aus Chile geflüchtet waren. In diese Zeit fiel auch die Ölkrise, die den Fortschrittsglauben der Nachkriegsgeneration erschütterte. So wurde die junge Regula Rytz früh politisiert. Als sie dreizehn oder vierzehn war, sangen Polo Hofer und Rumpelstilz über Cannabis-Legalisierung und Gastarbeiter. Es waren neue Töne, eine «Zeit des Umbruchs», wie Rytz sagt. Allerdings sei dieser Umbruch in Thun gedämpfter verlaufen als in der Stadt Bern mit ihren Jugendunruhen rund um die Reithalle.

Mit neunzehn nahm Regula Rytz am 5. Dezember 1981 an der ersten grossen Friedensdemonstration in Bern teil. Damals schwappte

die in ganz Westeuropa aktive Friedensbewegung auf die Schweiz über. Ins Visier nahmen die Demonstranten die Aufrüstung nach dem sogenannten Nato-Doppelbeschluss. Mit Lichterketten bekämpften sie die Angst vor einem Atomkrieg. Die wache Zeitgenossin wurde jetzt endgültig zu einem *animal politique*: Mit 21 trat sie der SP bei, später wechselte sie zum Grünen Bündnis, einer Sammelbewegung aus ökologischen und weit links stehenden Parteien wie den Poch oder der Partei der Arbeit.

An der Uni entdeckte sie die Frauenfrage

Regula Rytz absolvierte das Lehrerseminar, den *Semer*, und unterrichtete danach in verschiedenen Landgemeinden. Schon damals konnte die junge Linke den Umgang mit Menschen und Meinungen lernen, die ganz anders waren als sie selbst – eine Eigenschaft, die ihr später als Mitglied des Berner Gemeinderats, der städtischen Exekutive, zugutekam. An ein Wort wie «Kinderkrippe» habe sich die konservative Landbevölkerung erst gewöhnen müssen.

Mit 24 nahm Regula Rytz berufs begleitend ein Studium der Geschichte, Soziologie und des Staatsrechts an der Universität Bern auf. Beim Staats- und Verwaltungsjuristen Richard Bäumlin, der für die SP im Nationalrat sass, arbeitete sie als Hilfsassistentin. Noch heute schaue sie manchmal in das alte Vorlesungsskript hinein, erzählt Rytz. Im Internet-Zeitalter könne man sich die Bedeutung, die solche wertvollen Texte besessen hätten, gar nicht mehr vorstellen. Stark geprägt wurde sie auch durch eine Professorin: Die Historikerin Beatrix Mesmer brachte sie «auf die Frauenfrage». Wissenschaftliches Forschen und politisches Engagement gingen dabei Hand in Hand. Mesmer publizierte viel zur Schweizer Frauenbewegung, und Regula Rytz tat es ihr nach. Ihre Lizenziatsarbeit schrieb sie über Frauenstrukturen in der Gewerkschaft Smuv. Ein interessanter Befund ihrer Arbeit: In der Uhrenindustrie, die sie genauer unter die Lupe nahm, waren die üblichen Geschlechterrollen wie vertauscht – die Frauen machten die grobe Arbeit, die Männer die feine. An der Uni setzte sich Rytz vehement für die Schaffung einer Gleichstellungsstelle und für Aktionspläne zur Frauenförderung ein. Dreissig Jahre später kann man feststellen, dass sich diese Anliegen flächendeckend durchgesetzt haben. Gender Studies wuchern heute an allen Fakultäten.

Ähnlich ist es mit dem Erfolg der grünen Politik. Regula Rytz war mit dabei, als 1987 in



Meist erreicht sie ihr Ziel: Grünen-Präsidentin Rytz.

Bern das Grüne Bündnis aus der Taufe gehoben wurde. Drei Jahrzehnte danach ist das grüne Gedankengut in alle Parteien diffundiert – und die Grünen-Chefin klopft selbstbewusst an die Tür des Bundesratszimmers. Im Rückblick sieht ihr persönlicher Aufstieg aus, als ob er dem Drehbuch einer politischen Musterkarriere entstammte. Der Marsch der Vertreter der grünen Graswurzelbewegung durch die Institutionen war kurz. Bereits 1991, vier Jahre nach seiner Gründung, stellte das Grüne Bündnis mit Therese Frösch erstmals ein Mitglied in der Berner Stadtregierung. Davon profitierte auch Regula Rytz. Dank Fröschs Mandat konnte die junge Partei sich eine vollamtliche Sekretärin leisten – und Rytz stand bereit. 1994 spurtete sie aus dem Windschatten der Funktionärin in den Grossen Rat des Kantons Bern. 1998 kandidierte die damals 36-Jährige für den Regierungsrat, wurde aber nicht gewählt.

Beliebter als der «Stapi»

Rytz rackerte weiter, und im Dezember 2004 schaffte die ehrgeizige Politikerin tatsächlich die angestrebte Wahl in eine Exekutive: Sie wurde Gemeinderätin der Stadt Bern, mit 19 Stimmen Vorsprung auf den heutigen Stadtpräsidenten Alec von Graffenried. Vier Jahre später wurde sie mit dem besten Resultat aller Regierenden triumphal im Amt bestätigt. Ir-

Eine Bundesrätin Rytz würde den Rahmenvertrag mit der EU deblockieren wollen.

gendetwas musste sie richtig machen, zumal damals noch nicht die grün-rote Dominanz herrschte wie heute. Als Rytz an die Hebel der Macht kam, war es noch anders: Sie musste Kompromisse schliessen, insbesondere mit der freisinnigen Finanzdirektorin Barbara Hayoz. Das Kalkül sei es gewesen, «den Schuldenberg abzubauen, um wieder Handlungsspielraum zu haben». Auch mit Stadtübertvater Alexander Tschäppät (SP), alles andere als ein Feminist, kam sie gut zurecht.

Barbara Hayoz, die sich längst aus der aktiven Politik verabschiedet hat, spricht gegenüber der *Weltwoche* nur in den besten Tönen von ihrer früheren Kollegin. Rytz sei immer «sehr kollegial» gewesen, «sehr gut vorbereitet» und «sehr dossierfest». Und sie habe immer mit offenem Visier gekämpft, es habe bei ihr nie eine *hidden agenda* gegeben. Ihre Überzeugungen habe sie auch gelebt. Hayoz erinnert sich an eine Reise der Stadtregierung nach Amsterdam. Alle nahmen das Flugzeug, nur Regula Rytz stieg in den Zug. Klimaschutz habe sie schon damals hochgehalten.

Vorgeprescht

Konsequent verfolgte sie auch ihre Karriere weiter, nun ging es Schlag auf Schlag. 2011:



Schalmeienklänge: CVP-Präsident Pfister.

Nationalrätin. 2012: Co-Präsidentin der Grünen Schweiz. Im April 2016 nahm sie die Zügel der Partei ganz in ihre Hände und vergrösserte damit ihren Einflussbereich noch einmal. Ist sie für die basisdemokratisch-bewegten Grünen inzwischen vielleicht gar zu mächtig geworden? Anzeichen dafür gibt es.

Blenden wir noch etwas schärfer auf die Chronologie der Ereignisse der letzten Woche zurück, kann schon der Eindruck entstehen, dass Rytz vorpreschte. Sie verkündete ihre Bundesratsambitionen einen Tag bevor die Fraktion beriet, ob die Grünen überhaupt ins Rennen steigen wollten. Die Präsidentin hatte vollendete Tatsachen geschaffen. «Wir haben noch keinen Standardprozess für Bundesratswahlen», meint Rytz beinahe entschuldigend und fügt an, man könne es nicht allen recht machen. «Die einen finden, ich hätte früher kommen sollen, die anderen, es sei zu spät.» Sicher ist: Die meisten Kommentatoren haben die Kandidatur Rytz bereits abgeschrieben, kaum dass sie lanciert war. Sie habe das Momentum nach dem gloriosen Wahlsieg verpasst, so der Tenor. Andererseits ist es eine Binsenweisheit im Bundeshaus, dass Kandidaten, die allzu früh und keck den Kopf herausstrecken, gerne wieder abgesägt werden.

Die plötzliche Eile von Rytz nach einiger Weile – immerhin waren seit dem Wahlsieg mehr als vier Wochen verstrichen – hatte offenbar auch damit zu tun, dass die anderen Fraktionen darauf drängten, nun endlich zu erfahren, ob die Grünen anträten und wer sich gegebenenfalls zur Wahl stelle. Deutet man die Signale hinter den Kulissen richtig, so konnte Rytz durchaus damit rechnen, insbesondere von der neuen Mitte-Fraktion Stimmen zu erhalten. CVP-Präsident Gerhard Pfister sprach

noch in der letzten Ausgabe der SRF-«Samstagsrundschau» davon, dass die Grünen grundsätzlich einen «Sitzanspruch» hätten. Am gleichen Morgen hatte seine Fraktion allerdings entschieden, die einzige Kandidatin Rytz nicht zu unterstützen. Wie sollte man das verstehen? Hat der gewiefte Taktikfuchs Pfister der am eigenen Wahlerfolg berauschten Grünen-Chefin gar falsche Hoffnungen gemacht?

Regula Rytz selbst will solche Spekulationen nicht kommentieren. Für sie ist aber klar, dass es den bürgerlichen Parteien darum gehe, ihren Machtanspruch «zu betonieren»: «Die ganzen Debatten über das Verfahren sind Ausreden.» Jenen, die finden, es sei noch zu früh für einen grünen Bundesrat, hält sie entgegen: «Soll es denn in vier Jahren anders sein? Würde die FDP dann ihren überzähligen Sitz freiwillig räumen?» Es gehe letztlich nicht um ihre Person, sondern um die Umsetzung des Wählerwillens.

Wirbel verursachte auch die Aussage von Rytz, «wegen der Frauenfrage» würde sie nur den Sitz von Ignazio Cassis angreifen, nicht aber denjenigen seiner FDP-Kollegin Karin Keller-Sutter. Gegenüber der *Weltwoche* betont Rytz nun, das sei unklar herübergekommen. Sie werde sicher nicht gegen SP-Bundesrätin Simonetta Sommaruga antreten, wie das der SVP-Fraktionschef vorschlug. Als Alternative zur FDP werde sie sich beim ersten zur Wiederwahl stehenden Kandidaten präsentieren, und das sei eben Cassis.

Bis zu den Wahlen vergingen noch lange zwei Wochen, und da könne sich noch einiges tun, gibt sich Rytz kämpferisch. Würde sie gewählt, hätte die erste grüne Bundesrätin in der Geschichte der Eidgenossenschaft klare Prioritäten: zuoberst den Umwelt-, vor allem den Klimaschutz. Die CO₂-Reduktionsziele müssten nicht erst 2050, sondern schon viel früher erreicht werden. Die Zeit dränge. Der Bundesrat müsse wieder eine strategische Führungsrolle übernehmen, die habe in letzter Zeit der Ständerat eingenommen. Eine Bundesrätin Rytz würde sodann den Rahmenvertrag mit der EU deblockieren wollen, bei gleichzeitiger Gewährleistung des Lohnschutzes in der Schweiz. Sie stehe in Kontakt mit grünen Parteikollegen im Europäischen Parlament, die sich dafür einsetzen wollten, dass die sogenannten flankierenden Massnahmen aus dem Rahmenvertrag ausgeklammert würden, meint Rytz.

Sagt's, verabschiedet sich höflich und eilt zum nächsten Termin. So scheint sich zu bewahrheiten, was SP-Nationalrat Fabian Molina von ihr sagt: «Rytz rennt immer. Sie nutzt jede Minute.» Meist erreicht sie dabei auch ihr Ziel, manchmal über eine Zusatzschleife. Sollte es jetzt nicht aufgehen mit dem Einzug in den Bundesrat, wer weiss, vielleicht reicht es das nächste Mal. Sofern die Grünen ihre Pace vier Jahre lang durchziehen können, bleibt mit Rytz auf jeden Fall zu rechnen. ○

Greta wer?

China will seine kohlebefeuerte Energieproduktion massiv steigern – und zerstört die Hoffnungen leichtgläubiger westlicher Politiker und von Umweltaktivisten.

Von James Delingpole

Eine dunkle Wolke liegt über der Uno-Klimakonferenz COP 25, die in der nächsten Woche in Madrid stattfindet, und das hat nichts mit dem charakteristisch strengen Gesichtsausdruck von Greta Thunberg zu tun. Nein, der wahre Schatten, der über dem jährlichen Aufmarsch von 30 000 Klimadelegierten liegt, ist die Tatsache, dass ihre Bemühungen ganz und gar sinnlos sind. Sie können sich in endlosen Verhandlungen auf noch so viel CO₂-Einsparungen verständigen – das Wirtschaftswachstum in China wird die Reduzierungen mehr als wettmachen.

Laut einem Bericht vom Global Energy Monitor zufolge plant China Kohlekraftwerke in einem Umfang, der fast dem gesamten Bestand in der Europäischen Union entspricht. Gemäss dem Bericht sind in China gegenwärtig 149 GW Kohleenergie in Entwicklung. Die EU verfügt über insgesamt 150 GW. Im nächsten Jahr soll die Kohleerzeugung 1100 GW erreichen, und bis 2035 wird ein Ziel von 1400 GW angestrebt, was China zum mit Abstand grössten Kohlekonsumenten der Welt machen würde.

Kohle gilt als «schmutzigster» fossiler Energieträger, weshalb Umweltaktivisten sie am liebsten verbieten würden. Aber selbst wenn morgen jedes europäische Kohlekraftwerk stillgelegt würde – der Ausbau der chinesischen Kohlekapazitäten würde das Defizit rasch ausgleichen. Alle Jobs, die im Westen im Interesse grüner Entwicklungsziele verlorengehen, werden nach China (oder Indien) ausgelagert.

Zu den Opfern des selbstmörderischen Verzichts auf zuverlässige, billige fossile Energieträger zählen tausend Beschäftigte des tschechischen Braunkohleunternehmens Sokolovska Uhelna. Wie in der letzten Woche bekanntgegeben wurde, sollen ihre Arbeitsplätze innerhalb von zwei Jahren gestrichen werden. Entsprechend den EU-Klimazielen will Tschechien bis 2040 sämtliche Kohlekraftwerke stilllegen. Da auf das Land nur 0,18 Prozent der globalen CO₂-Emissionen entfallen, wird dieser Schritt keine messbaren Auswirkungen auf die Erderwärmung haben. Aber der Verlust an Arbeitsplätzen wird für spürbare Belastungen sorgen.

Warum ist der Westen bereit, die Menschen in ein solches Elend zu stürzen? (Eine löbliche Ausnahme sind die USA, die unter Trump aus dem Pariser Klimaabkommen ausgestiegen sind.) Vor allem deswegen, weil er sich die Thesen der globalen Umweltbewegung zu eigen gemacht hat, nach dem es ein menschengemachtes Klimaproblem gebe, das durch konzertierte Massnahmen «gelöst» werden könne, und dass

alle Länder der Welt gleichermaßen verpflichtet seien, ihren Teil zu diesem Kampf beizutragen. All diese Behauptungen sind unzutreffend. Nehmen wir nur die letztgenannte These: China hat keinerlei Interesse, dem Beispiel der westlichen Konkurrenten zu folgen und auf erneuerbare Energien zu setzen. Wie ein Bericht der Ökonomin Patricia Adams für den britischen Think-Tank Global Warming Policy Foundation im letzten Jahr bestätigte, hat sich die chinesische Führung für Wirtschaftswachstum und nicht für grüne Symbolpolitik entschieden.

Dieser Bericht wurde jedoch weitgehend ignoriert, nicht zuletzt von gutgläubigen westlichen Medien, aus deren Sicht China eine gute Umweltpolitik betreibt. Anlässlich der Pariser Klimakonferenz 2015 wurde berichtet, dass der chinesische Präsident Xi im Bündnis mit Präsident Obama den weltweiten Kampf gegen den Klimawandel anführe. Ein Jahr später konnte man im *Guardian* sogar lesen, dass der Kampf gegen den Klimawandel einen «historischen Wendepunkt überschritten» habe, da der Kohlekonsum der Chinesen zurückgehe.

Wut auf Umweltsteuern

Das war natürlich Unsinn. Zweifellos gefiel es den Chinesen, ihre Umweltpolitik in vorteilhaftem Licht darzustellen, denn man hoffte, auf diese Weise mehr Solaranlagen und Windräder in den Westen verkaufen zu können, bei deren Herstellung seltene Erden verwendet werden,

die unter absolut gesundheits- und umweltschädlichen Bedingungen gefördert werden. Aber ihre Experimente mit erneuerbaren Energieträgern (die gegenwärtig weniger als 1 Prozent des Stromangebots ausmachen) waren eine heilsame Lehre: Der Staat konnte sich die massiven Subventionen nicht leisten, die Einspeisung in das Stromnetz erwies sich als unzuverlässig. China setzt nun in erster Linie auf Kohle und importiert Öl und Gas in grossem Umfang.

Späteren Historikern wird unsere Zeit als eine Epoche ausgemachten Irrsinns erscheinen: Während der Westen ohne Not beschloss, seine Volkswirtschaften durch sinnlose grüne Energieziele zu schwächen, schwören Schwellenländer wie China, Indien und Brasilien auf Wachstum. Um die heilige Greta Thunberg wird ein solcher Kult getrieben, dass kaum ein westlicher Politiker die hässliche Wahrheit hören will. Bei den einfachen Leuten, die unter den Folgen zu leiden haben, wächst jedoch die Skepsis. Von den Protesten der französischen Gelbwesten bis zu den Demonstrationen niederländischer Bauern – die öffentliche Meinung wendet sich gegen eine kostspielige Umweltpolitik. Notabene: Der Klimagipfel findet in Madrid statt, weil Chile im letzten Moment absagte. Und warum? Wegen der wütenden Proteste der Bevölkerung, die genug hat von den Umweltsteuern der chilenischen Regierung.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork



Epoche ausgemachten Irrsinns: Kohlekraftwerk in Huainan, China.



**Frohe Weihnachten.
Für alle.**

Die Stiftung SOS Beobachter unterstützt Menschen in der Schweiz, die in Not geraten sind. Persönlich, rasch und unbürokratisch. Danke, dass Sie uns helfen, anderen zu helfen. www.sosbeobachter.ch

Stiftung
SOS
Beobachter



Genialer Spielmacher: FCZ-Star Kuhn (1943–2019).

Dribbler, Jasser, populärster Zürcher

Wie Jakob «Köbi» Kuhn den Schweizer Fussball als Spieler und Trainer prägte und weshalb er zur nationalen Kultfigur aufstieg.

Von Thomas Renggli

Der Fussball ist längst zum Big Business geworden. Die Transfersummen explodieren, die besten Spieler und Trainer verdienen mehr als Wirtschaftsführer. Sie pflegen die Selbstinszenierung oft stärker als die Leistungskultur. Jakob «Köbi» Kuhn war anders. Als Spieler dribbelte er die Gegner schwindlig und besass mehr Ballgefühl im kleinen Zeh als die meisten Konkurrenten in beiden Füßen. Als Trainer prägte er das Schweizer Nationalteam wie nur Roy Hodgson in der jüngeren Vergangenheit vor und nach ihm. Dabei blieb er aber immer sachlich und ruhig – lebte jene Bescheidenheit und Bodenständigkeit vor, die im Millionenspiel sehr selten geworden sind.

Kuhn wuchs als jüngstes von fünf Geschwistern in einfachen Verhältnissen im Zürcher Quartier Wiedikon auf. Sein Vater arbeitete als Schreiner, seine Mutter war für Haus und

Familie verantwortlich. Über seine Kindheit schrieb Kuhn in seiner Autobiografie: «Vor allem meine Mutter war ein Familienmensch. Der Vater war streng, sie gutmütig. Vor beiden hatten wir Respekt, jedoch brauchten wir nie Angst zu haben. Ich habe keine einzige Ohrfeige eingefangen – obwohl es sich bei mir sicher um das frechste der Kinder gehandelt hatte.» Es war jenes kleinbürgerliche Umfeld, das ihm Respekt und Demut vermittelte. Köbi Kuhn vergass nie, woher er stammte.

Früh entdeckte er Leidenschaft und Talent für den Fussball. Auf der Fritschiwiese, unweit des Elternhauses, wo sich die italienischen Gastarbeiter mit den Schweizern massen, hätte er gerne mitgespielt. Doch für den Schüler war kein Platz in den Teams – bis eines Tages ein Spieler fehlte und es hiess: «Komm, Kleiner, mach, was du kannst.» Es sei das letzte Mal gewesen, dass ihn jemand «Kleiner» ge-

nannt habe, erinnerte sich Kuhn lachend. Er machte auf dem Fussballplatz schon als Kind das, was er später auch auf den grossen Bühnen machen sollte: Er lief den Gegnern um die Ohren und spielte die Pässe zentimetergenau.

Es war der Beginn einer der grössten Karrieren im Schweizer Fussball. Die Talentspäher des FC Wiedikon wurden auf Kuhn aufmerk-

Er lief den Gegnern um die Ohren und spielte die Pässe zentimetergenau.

sam – und verschafften ihm mit einer Spezialerlaubnis schon ein Jahr vor seinem zwölften Geburtstag die Juniorenlizenz. Köbi liebte den Fussball auch als Fan. An der Hand des Vaters besuchte er Sonntag für Sonntag auf dem Letzigrund und dem Hardturm die Spiele der

Zürcher Nationalliga-A-Klubs. Auf die Frage nach seinem ersten Lieblingsverein sagte er viel später: «Der Grasshopper Club, weil er erfolgreich war.»

Kuhn schlägt Pelé

Die Schule betrachtete Kuhn als «Nebensächlichkei». Auch die Lehre als Tiefdruckkätzer war für ihn mehr Beschäftigungstherapie als Berufung. Gleichwohl sollte sie wegweisend für seinen Erfolg werden. Denn der Lehrmeister war nebenbei Juniorentainer beim FC Zürich – und lotste Kuhn auf den Letzigrund. Es wurde eine Beziehung für immer. Kuhn spielte, ausser einem zweimonatigen Abstecher zu den Grasshoppers, für keinen anderen Verein. Sein grosser Förderer war der legendäre Präsident Edi Nägeli. Der autoritäre Klubchef und sein genialer Spielmacher prägten die erfolgreichste Zeit des FCZ. Zusammen mit Ausnahmefiguren wie Rosario Martinelli, Klaus Stürmer, Fritz Künzli oder Ilija Katic spielte Kuhn die Gegner an die Wand. Der FCZ gewann von 1963 bis 1976 sechsmal die Meisterschaft und fünfmal den Cup und qualifizierte sich zweimal für den Halbfinal des Meisterscups (1964 gegen Real Madrid, 1977 gegen Liverpool). Im Sommer 1968 gastierte der grosse Pelé mit dem FC Santos auf dem Letzigrund – und wurde von Kuhns FCZ vorgeführt und 5:4 bezwungen. Die Tageszeitung *Neue Presse* titelte: «Köbi Kuhn stahl Pelé die Show».

Im Nationaltrikot blieben Kuhn die grossen Meriten verwehrt. Zwar führte er die Schweiz zweimal an eine WM (1962 in Chile, 1966 in England), doch der sportliche Ertrag war nichtig (null Siege). Hoch zu und her ging es dafür neben dem Platz – besonders in der «Nacht von Sheffield» 1966. Was sich damals am Abend vor dem ersten Auftritt der Schweizer Equipe (gegen Deutschland) abspielte, wird von den Involvierten zwar auch über ein halbes Jahrhundert später noch unterschiedlich erzählt. Faktisch führte es aber zum Ausschluss der beiden FCZ-Stars Köbi Kuhn und Werner Leimgruber – und damit in ein 0:5-Debakel gegen den grossen Nachbarn. Auslöser des Skandals war ein «Abendspaziergang» von Kuhn, Leimgruber und Ersatzgoalie Eichmann vor dem Mannschaftshotel. Als Kuhn (dem Vernehmen nach) spasseshalber den Daumen zum Autostopp hochhielt, liessen sich zwei junge Engländerinnen diese Chance nicht entgehen. Sie baten die Schweizer in ihren Morris und luden zu einer nächtlichen Stadtrundfahrt. Bei ihrer verspäteten Rückkehr liefen die drei Nachtschwärmer Nationaltrainer Alfredo Foni in die Arme und wurden

kurzerhand aus dem Aufgebot gestrichen. Die Episode besass Symbolcharakter. Denn Köbi Kuhn war immer auch ein Mann für die «dritte Halbzeit». Sein langjähriger Teamkollege und Freund Kurt Grünig sagt: «Köbi war ein grosser Leader – auf und neben dem Platz.» In der Kabine habe er zwar nicht viel gesprochen, aber im Ausgang sei er spätestens nach dem zweiten Bier aus sich herausgekommen. Gattin Alice fand dies beschränkt lustig – umso mehr, als Kuhn nach Nationalmannschafts-Zusammenzügen jeweils nicht direkt nach Hause fand: «Manchmal war er zwei, drei Tage verschollen», erzählt Grünig.

Trotzdem erinnerte sich 1976 der damalige Nationaltrainer René Hüssy vor dem WM-Qua-

wurde zu einem unerfreulichen Kapitel in der Schweizer Fussballgeschichte.

In seiner zweiten Karriere wetzte Jakob Kuhn diese Scharte aus. Seine Ära als Nationaltrainer dauerte vom 10. Juni 2001 bis zum 15. Juni 2008 73 Spiele lang. Mit drei Endrundenteilnahmen und einer Bilanz von 32 Siegen, 18 Unentschieden und 23 Niederlagen gehört er zu den erfolgreichsten Nationalcoaches der Geschichte. Punkte gewann er vor allem mit seiner menschlichen Art. Kuhn war nicht ein autoritärer Chef. Er war ein Verbündeter, hörte den Fussballern genau zu, nahm an ihren Sorgen teil. Vor allem wusste er, dass auch ein Profi seine Freiräume braucht. Zog es die Nationalspieler während eines Zusammenzugs in die Disco, drückte Kuhn beide Augen zu.

«Sechser im Lotto»

Im Fussball setzte Kuhn Massstäbe. Seine kumulierten 136 Länderspiele (als Spieler und Trainer) sind Schweizer Rekord. Neben dem Platz lief er dem Erfolg und dem Glück aber oft hinterher. Mit einer Versicherungsagentur ging er bankrott, seine Tochter Viviane rutschte ins Drogenmilieu ab und verstarb im Frühling 2018 mit nur 46 Jahren. In seiner Biografie schrieb Köbi Kuhn dazu: «Für Eltern gibt es nichts Schlimmeres als ihr Kind zu beredigen. Meine Tochter hat ihr Leben so geführt, wie sie es wollte. Gegen ihren Willen kam man nicht an.» Kuhn gesteht zwischen den Zeilen ein, dass «er dauernd in den Fussball involviert war» und nicht den engen Kontakt zur Tochter pflegte. Auch Ehefrau Alice blieb oft alleine zu Hause. Mit Verzögerung nahm Köbi Kuhn seine Verantwortung aber mit beeindruckender Konsequenz wahr. Als Alice schwer erkrankte, zog sich Kuhn aus der Öffentlichkeit zurück und kümmerte sich um seine Gattin. Im April 2014 starb Alice Kuhn. Sie war 49 Jahre mit Köbi Kuhn verheiratet gewesen.

Im Herbst seines Lebens fand Köbi Kuhn nochmals eine neue Liebe – zu Jadwiga Cervoni, die in Birmensdorf in der Nachbarschaft lebte. Mit der gebürtigen Polin bereiste Kuhn die Welt und liess sich auch wieder vermehrt an gesellschaftlichen Anlässen blicken. Die fürsorgliche Vehemenz, mit der Jadwiga in sein Leben getreten war, irritierte zwar viele Kollegen. Doch Kuhn sagte: «Ich habe den Sechser im Lotto gezogen.» Seine Ehefrau lud in den vergangenen Wochen Wegbegleiter ans Krankenbett ihres Gatten: Ancillo Canepa, Karl Odermatt, Alexander Frei, Sepp Blatter. Alle kamen sie, alle verneigten sie sich vor Kuhn und seinem Lebenswerk. ○



Ein Verbündeter: erfolgreicher Nationaltrainer, 2003.



Geständnis zwischen den Zeilen: mit Gattin Alice, 1969.

lifikationsspiel gegen Norwegen an Köbi Kuhn. Weil ihm ein Regisseur fehlte, holte er den Zürcher ins Team zurück. Damit machte Hüssy (unfreiwillig) die mannschaftsinterne Jassrunde komplett. Kuhn zog alle Register seines Könnens – am Jasstisch, bis tief in die Nacht.» Ob die Überhöcker in jener «Nacht von Oslo» beim Kartenspielen gewannen, ist nicht verbrieft, aber dass sie am folgenden Tag das wichtige Spiel gegen Aussenseiter Norwegen 0:1 und damit ihren Chef (Hüssy) verloren,

Wenn das Dürrenmatt wüsste

Das Schweizerdeutsch wird von Teutonismen unterwandert. Sogar Anglizismen müssen weichen. Die Bitte geht vor allem an Journalisten: Stoppt endlich diesen Unfug, Pardon, Seich!

Von Hartmuth Attenhofer



Bei uns kommen Samichlaus und Schmutzli.

Vorbei die schönen Zeiten, als man am Radio den Wohlklang einer gerundeten Sprache hörte, mit der über Fussball gesprochen wurde: «Goal», «Corner», «Foul», «Penalty», «Hands», «Offside». Jetzt knattert es «Tor», «Eckball», «Regelverstoß», «Elfmeter», «Handspiel» oder «Abseits» aus dem Lautsprecher. Auch in den Zeitungen liest man das, muss es aber wenigstens nicht hören.

Der Fussball wurde auf den Britischen Inseln erfunden. Die Engländer haben seine Regeln formuliert und ihm eine eigene Sprache gegeben. Über hundert Jahre lang konnten sich die englischen Begriffe auch im deutschen Sprachraum halten. Doch das ist vorbei, geopfert im Kampf der Sprachpuristen gegen die Anglizismen. An ihre Stelle sind nun Teutonismen getreten. Ein Teutonismus ist die weniger feine Form des Germanismus.

Alles andere ist Marketing

Die Teutonismen begnügen sich aber nicht mit dem Fussball und seinen Anglizismen. Sie zwingen sich in unseren Sprachgebrauch ein, wo immer sie auf wenig Widerstand stossen. Ihr neuestes Angriffsziel sind die Helvetismen. Es dauert nur noch wenige Tage, dann stehen in unseren Einkaufsstrassen wie alle Jahre bärtige Männer mit wallenden roten Kleidern vor den Ladentüren, bimmeln mit einem Glöckchen und winken, behandschuht ob der bitteren Kälte, die Kundschaft ins warme Kaufparadies hinein. Das ist der Weihnachtsmann, macht man uns weis. Und der kommt «tireckt» aus dem «theutschen» Wald. Der Weihnachtsmann-Brauch ist aber hier bei uns unbekannt. Bei uns kommt der Samichlaus, *Santiglaus*, *Samichlous*, *Nigginäggi* – oder halt Nikolaus, auf Deutsch. Aber nicht an Weihnachten und auch nicht protzig mit dem Rentierschlitten. Sondern um den 6. Dezember herum und demütig mit Esel. Alles andere ist Marketing.

Wenn im «Frühjahr der Junge mit dem Fahrrad in den Urlaub radelt», ist Deutschstunde angesagt. Nicht Heimatkunde. Fünf Teutonismen in einem Satz. Affiger geht's

nicht mehr. Mit Verlaub: Bei uns fährt der Knabe im Frühling mit dem Velo in die Ferien.

Erstens: das Frühjahr. Zwar nicht falsch, aber in der Schweiz auch im Schriftverkehr nicht gebräuchlich. Frühling ist schöner und literarischer.

Zweitens: das Fahrrad. Das ist ein Begriff aus dem Strassenverkehrsgesetz. Wie er dort hineinkam und was er dort verloren hat, ist unerfindlich, solange es das geschmeidige romanophile Velo gibt und in allen vier Landessprachen verstanden wird. Von wegen Langsamverkehr. Velo kommt von *velocità*, *velocité*: Geschwindigkeit.

Völlig von der Rolle ist drittens der Urlaub. Wie der neuerdings in Schweizer Medien malträtiert wird, grenzt schon fast an Landesverrat. Sicher ist es ein Indiz für die Unterwanderung des hiesigen Journalismus mit deutschen Redakteuren und «Schurnalisten». Damit das klar ist: Urlaub gibt es vorab im Militärdienst, zwei, drei oder ein paar Tage mehr, dazu braucht der Soldat eine Bewilligung vom Vorgesetzten. Und im Berufsleben gibt es bezahlten Urlaub oder unbezahlten. Schwangerschaftsurlaub zum Beispiel, der bezahlt ist und den man allenfalls mit unbezahltem Urlaub verlängern kann. Das alles sind aber keine Ferien. Bewahre! Im Urlaub hat man zu tun, nicht rumzuliegen.

Viertens: radeln. Schweizer Leserinnen und Leser sollen das Wort «radeln» mal in ihre Mundart übersetzen. Eben.

Ein Spezialfall, fünftens, ist der Junge. Warum um alles in der Welt schreiben hiesige Zeitungsleute von Jungen, wo es doch so offen klingende klare Wörter wie «Bube», «Knabe», «Jüngling» gibt? Irgendwann lesen wir dann, dass zum Jungen noch seine Schwester kommt, das Mädli. Bewahre! Sollte sich im helvetischen Blätterwald einmal jemand erfreuen, statt von jungen Frauen von Mädels zu schreiben, hat er zu gewärtigen, dass eine Suffragettenkohorte anstürmt und ihm die Möbel geradezieht. Darum: Schluss mit dem Quatsch. Der Junge gehört zurück nach Deutschland. Bei uns bleibt «Junge» der korrekten Verwen-

dung als «das Junge» vorbehalten: Das Fohlen ist das Junge der Stute, und das Kalb ist das Junge der Kuh.

Sieg in der Weltliteratur

Der Kampf gegen die Teutonismen hat vor wenigen Jahrzehnten zu einem Sieg in der Weltliteratur geführt. Als der Berner Schriftsteller Friedrich Dürrenmatt den Proben seines Theaterstücks «Romulus der Grosse» beiwohnte, wurde er von einem deutschen Schauspieler belehrt, das, was der römische Kaiser beim Diener bestelle, heisse Frühstück, nicht Morgenessen; das Manuskript müsse geändert werden. Dürrenmatt nickte, begab sich nach draussen und kam zurück mit dem neuen Text. Seither wird in den Theatern so gespielt:

Romulus: Das Morgenessen.

Diener: Eure Exzellenz, es heisst das Frühstück.

Romulus: Das Morgenessen. Was in meinem Hause klassisches Latein ist, bestimme ich.

Mit Dürrenmatts Machtwort sollte der Literaturbetrieb wissen, was ein klassischer Helvetismus ist. Der Journalismus weiss es aber noch nicht. Oder wie sonst lässt sich erklären, dass es in den Medien nur so wimmelt von Eimern, Keksen, Müll und Eis – leckerem womöglich. Der Eimer ist aber ein Kübel, der Mülleimer ein Abfallkübel. Eis ist Glace, und Kekse sind Guetsli. Oder Guetzli. Oder nobel Biscuits. Das versteht in der Deutschschweiz jeder. Ein Keks oder Cake ist hierzulande ein Riesenteil von Kuchen, in langer Kastenform gebacken und scheibenweise aufgeschnitten. Und meistens staubtrocken. Eben ein Keks und kein Guezli. Und ein Keks ist auch kein Biscuit, wie nicht nur jeder Romand weiss.

Zürcher Tirggel

Wer um alles in der Welt hat eigentlich das schlüpfrige Wort «lecker» eingeschleppt? Nach eidgenössischem Sprachempfinden ist ein Lecker jemand, der irgendwo an irgendetwas leckt. Und das Leckerli, das die Teuto-



Politik

Grüne Klimaposse

Wer in der Stadt Lausanne keinen fossilen Brennstoff verbrennen will, wird zünftig zur Kasse gebeten. Verantwortlich für diese Absurdität ist der grüne Stadtrat Jean-Yves Pidoux.

Die Waadtländer Grünen wollen hoch hinaus. Sie haben am im Frühjahr schon in einer Pressemitteilung die Lancierung einer Volksinitiative angekündigt. Der Klimaschutz soll demnach in der Kantonsverfassung verankert werden. Gleichzeitig will man Gemeinden und Kanton aus der fossilen Energie zwingen. Der Aktivismus der Waadtländer Ökologen beflügelte wohl auch den Wahlkampf von Adèle Thorens, die im Nachgang zur Klimadebatte am 10. November nebst dem Freisinnigen Olivier François in den Ständerat gewählt wurde. «Klimapolitik hatte für mich immer Priorität», sagte Thorens nach ihrer Wahl. Und das werde auch in Zukunft als Ständerätin so bleiben.

Doch was die Waadtländer Grünen unter dem Titel «Klimawandel» auf allen Kanälen predigen und was ihre Protagonisten im politischen Alltag tatsächlich tun, sind manchmal zwei verschiedene Paar Schuhe. Dies musste in den letzten Wochen und Monaten auch ein Waadtländer Ehepaar erfahren. Es hatte im Lausanner Quartier Bussigny-Ouest, dem grünen Zeitgeist entsprechend, ein Wohnhaus nach Minergie-Standard gebaut – also ein energieeffizientes Gebäude mit hochwertiger Gebäudehülle, erneuerbaren Energieträgern zur Warmwasseraufbereitung und anderem, was halt so zu einem klimafreundlichen Haus gehört. Dieser Umbau der Energieversorgung, weg von Öl und Gas, hin zu Sonne und Wind usw., wird vom Kanton stark gefördert.

Alle müssen fürs Gasnetz bezahlen

Nun ist es aber so, dass sich die Industriewerke der Stadt Lausanne (SIL), politisch das Hoheitsgebiet des Grünen-Stadtrates Jean-Yves Pidoux, das Quartier von Bussigny-Ouest unbedingt mit dem eigentlich aus grüner Sicht klimaschädlichen Erdgas versorgen wollen. Den Entscheid, diesen Stadtteil ans Gasnetz anzuschliessen, fällten die Industriewerke und die Stadt bereits 2015. Und sie hielten daran fest, obwohl es politisch längst in eine andere Richtung geht. Und jetzt, wo das Quartier ans Gasnetz angeschlossen ist, werden die Hausbesitzer zur Kasse gebeten – und wie.

Bezahlen müssen das Netz nämlich alle – auch das erwähnte Ehepaar. Obwohl ihr Haus ganz im Sinne der Grünen mit erneuerbaren Energieträgern beheizt wird und sie kein Erdgas über das Netz der SIL beziehen wollen. Trotzdem sollen sie an die Amortisation des neuen Erdgasnetzes insgesamt 10 712.30 Franken bezahlen.

Das Ehepaar protestierte zuerst vehement bei den städtischen Werken und dann, als das nicht verfring, direkt beim politischen Vorgesetzten, dem grünen Stadtrat Pidoux. «Wie glaubwürdig ist das, wenn auf den Lausanner Strassen die Klimajugend demonstriert und umgekehrt jedoch jene Bürger, die nachhaltige Investitionen tätigen, von den Industriewerken finanziell bestraft werden», schreibt das Ehepaar in einem geharnischten Brief an Pidoux. Heute werde von allen Seiten der Ausstieg aus den fossilen Energieträgern



Verlängerung der Zahlungsfrist: Grüner Pidoux.

verlangt, aber die Industriewerke der Stadt Lausanne wollten die Leute trotzdem zum Bezug von fossiler Energie zwingen. Das sei absurd.

Stadtrat Pidoux zeigte zwar grosses Verständnis für die Argumente, liess aber das Ehepaar wissen: Man habe damals mit den Industriewerken eine Lösung für alle jene Parzellenbesitzer ausgehandelt, die kein Erdgas nutzen wollten. Bei dieser Gelegenheit sei vereinbart worden, dass diese sich mit einem Pauschalbetrag an den Erschliessungskosten beteiligen müssten, so der Lausanner Stadtrat. Das Einzige, was der grüne Politiker dem Ehepaar anbot, war eine Verlängerung der Zahlungsfrist. Ein schwacher Trost.

Hubert Mooser

nen ihren Hunden zustecken, um sich bei ihnen einzuschmeicheln, ist eine falsche Schreibung für das Basler Lackerli, Helvetiens urigstes Gebäck neben dem Zürcher Türgel. Wir geben unseren Hunden bestenfalls ein *Guti*, um sie zu erziehen. Unsere Hunde erschrecken, wenn sie das Wort «Leckerli» hören. Manche werden sogar angstbissig. Das Wort «lecker» gehört aus dem Wortschatz des anständigen Schweizer Journalismus gestrichen. Es reicht vollauf, wenn das Essen gut war oder sogar sehr gut. Und anständige Schweizer, Mädchen, Buben, Frauen und Männer, lecken kein Eis, sondern sie essen ein(e) Glace.

Wenn etwas «ganze hundert Franken» kostet: Ist das viel oder wenig? Etymologisch, also von der sprachlichen Herkunft, bedeutet «ganze» in diesem Zusammenhang «wenig, nur». Hierzulande wird es aber meistens falsch, nämlich umgekehrt verwendet, «ganze» im Sinne von «viel». Man macht sich halt gerne etwas wichtig mit dem Gebrauch von Teutonismen. Ob sie richtig gesetzt sind, ist nebensächlich – knackig müssen sie sein. Wichtigtuerei zeigt sich auch in den Redewendungen «gerade mal» und «aussen vor». Er hatte «gerade mal die Schulzeit abgeschlossen, blieb aber nach dem Vorstellungsgespräch aussen vor». Kein Wunder, wenn er so gestelzt daherschwatzt.

Dieser Tage hat das Schauspielhaus Zürich unter dem Titel «Greta» eine Mundartproduktion auf die Bühne gebracht. Die Theaterkritikerin des *Tages-Anzeigers* war vom Sockel vor Ergriffenheit. Ein schweizerdeutsches Mundartstück, wie gesagt. Die Kritikerin schöpfte tief und hob an: «Er fetzt, der Text. Aber sowas von!» Da erübrigt sich das Weiterlesen, und wir nehmen wieder Dürrenmatt hervor.

Hartmuth Attenhofer war Zürcher Kantonsratspräsident und Statthalter des Bezirks Zürich. Er ist SP-Mitglied und wohnt in Zürich.

Donnergrollen in der Sonnenstube

Die Grünen wollen den Tessinern ihren Bundesrat wegnehmen.
Was sagen führende Politiker und Einwohner des Südkantons dazu?
Von Hubert Mooser



«Bundesrat für die gesamte Bevölkerung»: Aussenminister Cassis.

Der Abend beginnt mit mehreren Rücktritten: Der Präsident des Partito Liberale Radicale (PLR) del Mendrisiotto, Alberto Valli, und der übrige Vorstand machen neuen Kräften Platz. Aber wer vorne am Tisch sitzt, scheint nicht so wichtig. Den Ton gibt eine zierliche Frau in der zweithintersten Reihe an. Kurzer Rock, gemusterte Strümpfe, heller Pullover, modische Biker-Boots – die Dame heisst Natalia Ferrara, ist Rechtsanwältin und Grossrätin, stammt aus Stabio und landete bei den letzten eidgenössischen Wahlen auf dem ersten Ersatzplatz. Sie ist, wenn man so will, der aufstrebende Star der Tessiner FDP-Frauen. Signora Ferrara sieht aber nicht bloss rebellisch aus, sie ist es auch – und gibt jetzt ordentlich Gas, als hätte sie den Tiger im Tank.

Das war am letzten Donnerstagabend im Hotel «Coronado» in Mendrisio. Der Ort des Geschehens ist ein Konferenzsaal, der den Charme einer Leichenhalle ausstrahlt. Draussen das dazu passende Wetter, strömender Regen. Drinnen die Stimmung entsprechend. Denn der stolze Partito Liberale Radicale hat bei den eidgenössischen Wahlen 3,8 Prozent Wähleranteile eingebüsst, mehr verloren hat bloss noch die Lega dei Ticinesi (4,8 Prozent). Das wäre alles halb so schlimm, wenn die Partei nicht auch noch ihren Sitz im Ständerat verloren hätte. FDP-Vertreter Giovanni Merlini und Standesherr Filippo Lombardi (CVP), die auf einer gemeinsamen Liste ins Rennen stiegen, wurden beide nicht gewählt. Die Sitze gingen an Marco Chiesa von der SVP und Nationalratspräsidentin Marina Carobbio (SP).

SVP statt FDP

Viele Freisinnige machen die Listenverbindung der FDP mit dem früheren Erzrivalen CVP für die Niederlage verantwortlich – besonders hier in Mendrisio. Denn die Zusammenarbeit mit der CVP wurde gegen den Willen der Sektion Mendrisiotto besiegelt. «Mir haben viele Liberale persönlich gesagt, dass sie diesmal für die SVP stimmen würden», poltert Ferrara. Sie sei enttäuscht und sauer.

Dass die Grünen ihnen jetzt auch noch ihren Bundesratssitz klauen wollen, das kommt hier erst recht nicht gut an.

FDP-Grossrätin Natalia Ferrara korrigiert: «Es ist nicht unser Bundesrat, Ignazio Cassis ist Bundesrat für die gesamte Bevölkerung.» Sie finde es wirklich mühsam, dass, nachdem sich das Tessin achtzehn Jahre gedulden musste, bis es wieder einen Bundesrat bekam, dieser Sitz

jetzt von den Grünen eingefordert wird. Ignazio Cassis sei noch nicht lange im Amt. «Er konnte bisher nicht zeigen, was er kann», betont sie. Und die Grünen müssten zuerst einmal beweisen, dass sie es besser können.

Was war das für ein Fest im Tessin, nach der Wahl von Cassis in den Bundesrat. Der Freisinnige wurde in seinem Kanton empfangen und gefeiert wie ein Filmstar. Er war ja auch vor seiner Wahl in die Landesregierung keck gewesen: Er hatte etwas versprochen, was im EU-skeptischen Kanton gut ankam. Cassis sagte damals, er werde als Bundesrat beim umstrittenen Rahmenabkommen den Reset-Knopf drücken. Davon ist heute wenig zu spüren. Er und sein ebenfalls aus dem Tessin stammender Staatssekretär Roberto Balzaretto haben mit der EU einen Vertrag ausgehandelt, der für die Schweiz völlig inakzeptabel ist. Das nehmen ihm in Bern und auch im Tessin einige Leute übel.

Bundesrat als «Folklore»

«Locanda Ticinella», Ascona. Hier trifft sich regelmässig die deutschsprachige SVP Tessin. Der Koordinator der Gruppe braust im roten Mercedes heran, Giancarlo Vacchini, ehemaliger Schuldirektor von Ascona und Eishockeyschiedsrichter. Er sagt: Der Tessiner Bundesrat, das sei für ihn vor allem Folklore. «Wichtig ist für mich, dass wir einen Bundesrat haben, der die Interessen der Schweiz gegenüber der EU verteidigt und nicht die Interessen der EU übernimmt.» Bundesrat Cassis sowie sein Staatssekretär Balzaretto hätten in Brüssel

Die Wichtigkeit Italiens für die Tessiner Wirtschaft ist kaum zu überschätzen.

schlecht verhandelt. Wie wichtig der Tessiner Bundesrat für Bevölkerung und Kanton Tessin ist, kann Vacchini aber nicht abschätzen. Eine Antwort darauf gibt ein Rentner, der am Nebentisch in die Lektüre des *Corriere del Ticino* vertieft ist. «Cassis ist mir egal», sagt er. Wenn man nachhakt, ob er lieber die Grüne Regula



Tiger im Tank: FDP-Politikerin Ferrara.

Rytz anstelle von Cassis im Bundesrat wolle, gibt er trotzig zurück: «Wir werden sehen.»

In der Deutschschweiz kennt man das Tessin vor allem als Ferienparadies der Reichen und Mächtigen. Wer es hier zu etwas gebracht hat, besitzt häufig auch ein Ferienhaus im Südkanton – obwohl man dort manchmal fast Tür an Tür mit den gleichen Nachbarn wie zu Hause wohnt. Ganze Schriftstellergenerationen suchten im milden Tessiner Klima Inspiration. Einer der bekanntesten ist Literaturnobelpreisträger Hermann Hesse, der in Montagnola Zuflucht suchte, nicht weit weg also vom Wohnort des Tessiner Bundesrates Ignazio Cassis. Auf diese Avantgarde folgte das finanzkräftige Fussvolk.

Angewiesen auf italienische Arbeiter

So kennt man das Tessin allerdings etwas weniger: als ein kompliziertes Pflaster. Das fängt schon bei der Geografie an: Der Monte Ceneri ist so etwas wie eine unsichtbare Grenze zwischen dem ärmeren Norden mit der Hauptstadt Bellinzona und dem wirtschaftlich starken Süden mit dem Finanzzentrum Lugano, dem Flughafen, dem industriellen Zentrum und den Standorten renommierter Marken der Bekleidungsindustrie, dem sogenannten Fashion Valley. An der Spitze von Ticinomoda, dem Ver-

band, der die Interessen der Branche bündelt, steht die frühere Staatsrätin Marina Masoni, Vertreterin eines einflussreichen Clans, die vor Jahren über eine in Liechtenstein angesiedelte Familienstiftung stolperte. Die Branche steht im Gegenwind, auch wegen der tiefen Steuern, welche die Unternehmen im Tessin zahlen. Masoni fordert jedoch noch bessere Konditionen, damit die Firmen nicht ins Ausland dislozieren.

Gordola, Ausfahrt A13: Hier ist der Standort des Familienunternehmens Regazzi, seit 2000 wird es vom Enkel des Firmengründers, CVP-Nationalrat Fabio Regazzi, geleitet. Der Politiker ist auch Präsident des kantonalen Industrieverbands. «Das Tessin gilt international als eine der innovativsten Industrieregionen Westeuropas», schwärmt Regazzi. Für ihn ist der Mix aus Schweizer Präzision und Zuverlässigkeit in Kombination mit der italienischen Innovationsfreudigkeit der Schlüssel zum Erfolg. Im Sottoceneri produzieren Firmen Einzelteile für Konzerne wie Boeing oder Bestandteile für die Ariane-Raketen der ESA oder für die Formel-1-Boliden von Mercedes-Benz. Die Industrie beschäftigt viele Grenzgänger. «Wir sind auf die Fachkräfte aus Italien angewiesen», sagt Regazzi. Hier finde auch weniger Verdrängungskampf wie im Dienstleistungsgewerbe statt.

Dauerärgernis Grenzgänger

Die Wichtigkeit Italiens für die Tessiner Wirtschaft ist kaum zu überschätzen. Gross ist dennoch die Sorge über die wachsende Zahl der Grenzgänger seit der Einführung der Personenfreizügigkeit. Das hört man bis nach Bern. Aber das Verständnis dafür in der übrigen Schweiz ist nicht immer so, wie es sich die Tessiner wünschen. Als Bundesrat Pascal Couchepin vor Jahren einmal im Südkanton weilte und man ihm dort die Probleme mit Italien unter die Nase rieb, gab der Walliser Freisinnige offenbar ironisch zurück, sie sollten doch froh sein, dass sie nicht Sizilien zum Nachbarn hätten.

Locarno, Piazza Grande. Dort, wo im Sommer die Kultur- und Polit-Schickeria auf eine

Firmenangebote - Nachfolger gesucht!



| Unternehmen | Branche | Region | Mitarbeiter (FTE) | Umsatz |
|---|----------------|-----------------|-------------------|---------------|
| Skalierbares Softwareunternehmen (IoT) | IT/Software | Zürich | 7 | CHF 1'500'000 |
| Schweizer Maschinenbauunternehmen in Nischenmarkt | Industrie | Ostschweiz | 8 | CHF 3'500'000 |
| Hochrentable Personalvermittlungs-Boutique | Dienstleistung | Zentralschweiz | 2 | CHF 1'300'000 |
| Standortunabhängiges Handelsunternehmen | Grosshandel | Ostschweiz | 1 | CHF 310'000 |
| Etablierte Druckerei mit 35% EBITDA-Marge | Dienstleistung | Zürich | 7 | CHF 1'900'000 |
| Handelsunternehmen mit 30% EBITDA-Marge | Grosshandel | Nordwestschweiz | 3 | CHF 2'600'000 |
| Marktführendes Elektroplanungsunternehmen | Baugewerbe | Schweiz | 33 | CHF 7'500'000 |

Ausführliches Firmenexposé auf Anfrage: Business Transaction AG | Mühlebachstr. 86 | 8008 Zürich | Tel 044 542 82 82 | info@businesstransaction.ch | www.businesstransaction.ch



Der Mix ist entscheidend: CVP-Mann Regazzi.

grosse Leinwand startt, drehen jetzt Kinder und Erwachsene Kurven auf einem Eisfeld. Nicht weit von hier hat FDP-Stadtrat und Rechtsanwalt Niccolò Salvioni sein Büro, der Sohn des früheren einflussreichen Tessiner Ständerates Sergio Salvioni. Man hat es inzwischen längst vergessen, aber Vater Salvioni verlangte schon 1992 in einem Vorstoss Lohnschutzmassnahmen, sollte die Schweiz tatsächlich dem Europäischen Wirtschaftsraum (EWR) beitreten. Schon damals gab es Befürchtungen, das Tessin werde bei einem Beitritt mehr als andere Kantone unter die Räder kommen. Das Stimmvolk sagte dann nein zum EWR. Aber auch ohne ihn sind die Tessiner jetzt sprichwörtlich unter die Räder geraten, unter die Räder der Grenzgänger, die Tag für Tag kilometerlange Staus verursachen und alle verärgern.

Sohn Niccolò Salvioni findet, die Grenzgänger seien nicht allein das Problem. Die Tessiner fahren auch gerne Auto, deshalb ist der öffentliche Verkehr in diesem Teil der Schweiz vergleichsweise unterentwickelt. Ein anderes Problem mit Italien ist die Besteuerung der Grenzgänger, die in den vergangenen Jahren für viel böses Blut zwischen der Schweiz und Italien sorgte. Das neue Abkommen, welches die Schweiz mit den Italienern aushandelte, ist ein Papiertiger – weil Italien den Vertrag bisher nicht unterzeichnet hat.

Gerade bei der Lösung solcher Probleme dürfe man die Rolle eines Tessiner Bundesrates nicht unterschätzen, meint Salvioni. «Es braucht in der Landesregierung eine Person, die sich mit der italienischen Kultur auskennt und weiss, wie man mit Rom verhandelt.» Der Austausch mit dem Nachbarn im Süden sei nämlich jetzt noch etwas schwieriger geworden, weil die Ansprechpartner in Italien ständig andere seien.

Bellinzona, Piazza Governo. Im Zentrum der Kantonshauptstadt zieht Norman Gobbi, einer der zwei Lega-Staatsräte, seine politischen Kreise. Bei Gobbis Partei steht Cassis unter scharfer Beobachtung. Hat er die Erwar-

tungen des Tessins erfüllt? Gobbi windet sich um eine Antwort, kann sich aber ein leises, maliziöses Lächeln nicht verkneifen. In einem ist er sich aber sicher: Eine Abwahl von Cassis würde im Kanton wohl einen Aufstand verursachen, wie damals, als die SBB die Werkstätten in Bellinzona schliessen wollten. Der Tessiner Bundesrat bedeute halt auch die Einbindung des Südkantons in die Schweiz. Hier geht CVP-Nationalrat Marco Romano mit dem Lega-Staatsrat einig: «Eine Abwahl von Bundesrat Cassis käme einer Ohrfeige für die gesamte italienischsprachige Schweiz gleich», gibt er zu verstehen.

Rivalität auf dem Eisfeld

Das Herz der Lega schlägt in der Finanzmetropole Lugano, wo ein anderer bekannter Vertreter dieser Partei das Sagen hat: Stadtpräsident Marco Borradori. Wegen der Grösse und der Finanzkraft Luganos gilt Borradori auch als sechster Staatsrat. Die Finanzinstitute in Lugano backen inzwischen aber kleinere Brötchen; viele Italiener haben Vermögen abgezogen, nachdem Italien Steuerflüchtlingen Straffreiheit zugesichert hatte. Die Lega ist heute auch nicht mehr ganz so stark wie zu Zeiten von Giuliano Bignasca. Den zweiten Sitz im Staatsrat konnte man bei den letzten Wahlen nur mit Hilfe der SVP ins Trockene bringen. Umgekehrt leistete die Partei nun der SVP Schützenhilfe bei der Wahl von Marco Chiesa in den Ständerat. Die Grenzgänger sind immer noch das zentrale Thema von Lega und SVP.

Geht es gegen die EU und die Personenfreizügigkeit, scharen sich die Tessiner hinter diese Parteien. Mit über 68 Prozent nahmen sie die Masseneinwanderungsinitiative der SVP an. Sie sagten auch ja zur Durchsetzungsinitiative, also zur Ausschaffung krimineller Ausländer, und sie stimmten kürzlich auch gegen die Anpassung der Waffengesetze an die EU-Richtlinie. Dem Tessin geht es aber wirtschaftlich gut, und die Arbeitslosigkeit ist nicht exorbitant. Wie passt das zusammen mit den Sorgen der Tessiner? «Viele spüren den



Wie ein sechster Staatsrat: Lega-Mann Borradori.



«Italienische Kultur»: FDP-Stadtrat Salvioni.

wirtschaftlichen Erfolg nicht in ihrem Portemonnaie», sagt Norman Gobbi. «Die Löhne sind hier im Vergleich mit der übrigen Schweiz um 20 Prozent niedriger.» Das sei auch eine Folge der vielen Grenzgänger. Der Inländervorrang light, den das Parlament beschlossen habe, sei halt keine Lösung.

Quinto, Eishalle Valascia. Letzten Samstag herrschte hier oben im Schneetreiben wieder einmal der Ausnahmezustand. Kantonsrivale HC Lugano war zu Gast beim HC Ambri-Piotta. Die Spiele zwischen den beiden Klubs stehen jeweils auch für die Rivalität zwischen der wirtschaftlich schwächeren Leventina und dem prosperierenden Süden. Hier der vom langjährigen CVP-Ständerat Filippo Lombardi präsiidierte Traditionsklub Ambri-Piotta, der bis weit in die Zentralschweiz viele Anhänger und Supporter hat. Da der von der reichen Familie Mantegazza finanzierte HC Lugano. Im Verwaltungsrat des HC Lugano sitzt auch Fabio Regazzi. Seine Stimmung wird augenblicklich schlechter, wenn man ihn nach dem Spiel vom letzten Samstag befragt. «Daran möchte ich lieber nicht erinnert werden», sagt Regazzi, denn Lugano hat das Derby knapp verloren. Es gibt hierzu noch eine lustige Geschichte, die den Tessiner Freisinn mit dem Eishockey verbindet: Wer den HC Lugano unterstützt, gehört dem liberalen FDP-Flügel an, wer mit Ambri sympathisiert, dem radikalen.

Hotel «Coronado», Mendrisio. Es ist inzwischen nach 23 Uhr, und die Diskussionen nehmen kein Ende. Da fasst sich ein älterer Teilnehmer endlich ein Herz. Er habe jetzt genug gehört, man diskutiere hin und her, man solle jetzt endlich einen Entschluss fassen. Zur Debatte steht auch ein Antrag der streitbaren Natalia Ferrara. Sie verlangt den Rücktritt der kantonalen Parteispitze – und kommt damit auch durch. Eine entsprechende Resolution wird verfasst. Der November im Tessin steckt tatsächlich voller bunter Überraschungen, wie es Ticino Turismo in einer Werbebotschaft verkündet. ○

«Ich meine es nicht böse»

Der AfD-Spitzenpolitiker Björn Höcke, 47-jährig, vierfacher Familienvater, ist die grösste Reizfigur der deutschen Politik. Seine Fans huldigen ihm. Seine Gegner sehen in ihm den Teufel höchstpersönlich. Hier gibt er erstmals ausführlich Auskunft über seinen Werdegang, seine Ziele, seine Fehler und das Verhältnis der Deutschen zu ihrer Geschichte. *Von Roger Köppel und Dirk Lässig (Bilder)*

In der letzten *Weltwoche* kritisierte der renommierte deutsche Filmproduzent Nico Hofmann, ein Liberaler, aufs heftigste den Mann, der uns nun freundlich in seinem Büro begrüsst. Björn Höcke, Jahrgang 1972, Leitfigur der Thüringer AfD in Erfurt, ist der umstrittenste Politiker der Bundesrepublik.

Unter seiner Führung avancierte die AfD zur zweitstärksten Kraft im Landtag. Doch Höcke polarisiert weit über Thüringen hinaus als Person, mit seinen Reden, mit seinen kontroversen Aussagen, vor allem zur deutschen Geschichte. Für die einen ist er ein gefährlicher Rechter, für die anderen ein mutiger Patriot. An Höcke entzündet sich die grosse Streitfrage der deutschen Politik: Wie hältst Du's mit der AfD?

Interessanterweise gibt es in den deutschen Mainstream-Medien keine richtigen Interviews mit dem Mann, der von sich selber sagt, er sei ein «bürgerlicher Rebell». Die Journalisten haben sich aufs Feindbild, auf die Chiffre Höcke, eingeschossen. Wie er selber denkt, was er politisch wirklich will, scheint nicht zu interessieren. Eine sachliche Auseinandersetzung findet nicht mehr statt. In Deutschland muss man Höcke inzwischen dämonisieren, um nicht selber dämonisiert zu werden.

Von aussen betrachtet, lässt sich die Hysterie schwer nachvollziehen. Wir sind deshalb nach Erfurt gefahren, um uns selber ein Bild zu machen. Wir wollten dem umstrittensten, vermutlich meistangefindeten deutschen Politiker der Gegenwart die Möglichkeit geben, einmal seine Sicht der Dinge darzulegen.

In unserem Gespräch, das sich über mehrere Stunden hinzog, bestätigte sich das mediale Skandalbild nicht. Höcke wirkte überlegt und differenziert, auch selbstkritisch im Umgang mit seinen kontroversen Botschaften. Angesichts der Brisanz der Debatte und der massiven Aufgeregtheit dokumentieren wir das Interview in voller Länge.

Herr Höcke, warum sind Sie Politiker geworden?

Vermutlich bin ich gar kein richtiger Politiker. Auf jeden Fall hat mich der offizielle Politikbetrieb mit all den Postenjägern und Selbstdarstellern eher abgestossen. Mein Weg in die Politik war alles andere als vorgezeichnet. Immer faszinierten mich Deutschland, die deut-

sche Geschichte, die deutsche Literatur, die Philosophie. Man sagt mir nach, ich sei ein Nationalromantiker. Da ist was dran, auch wenn es nicht meine ganze Person erfasst. Mich trieb die Sorge um die Zukunft Deutschlands in die Politik, durchaus unwillig.

War Politik in der Jugend ein Thema?

Ja. Ich war ein Fan von Helmut Kohl. Sein Versprechen einer geistig-moralischen Wende sprach mich an. Als 14-Jähriger ging ich in die Junge Union, zum frühestmöglichen Zeitpunkt. Die JU galt unter Schulkollegen als spiessig und muffig. Ich ging trotzdem hin, weil ich oft das Gegenteil machte von dem, was die Mehrheit wollte.

Warum blieben Sie nicht in der CDU?

Die Strukturen der Mutterpartei schreckten mich ab. Es gab schon in der Nachwuchsorganisation Opportunisten und Karrier-

«Mich trieb die Sorge um die Zukunft Deutschlands in die Politik. Durchaus unwillig.»

risten, zu wenig Lebendigkeit. Ich merkte, dieser Mainstream ist nichts für mich. Bald war ich wieder weg.

Gab es jemals einen linken Höcke?

An der Uni fiel ich nicht besonders auf. Ich war auch politisch nicht aktiv. Ich war kein Outsider, genoss die Studienzeit. Auch war ich nie Burschenschafter oder in rechten oder konservativen Zirkeln dabei. Einen linken Anteil in meinem Denken aber gibt es – wenn man darunter meine Sensibilität für soziale Fragen versteht.

Sie waren Gymnasiallehrer für Geschichte, im Westen.

Ich bin ausgebildeter Gymnasiallehrer, und der Lehrerberuf war für mich kein blosser Job, sondern eine Berufung. Ich pflegte guten Kontakt zu den Eltern, zu den Schülern, auch zu den Kollegen, die mich, wenn Sie sie fragen würden, sicher geschätzt haben. Als Lehrer erlebte ich gesellschaftliche Fehlentwicklungen hautnah. Statt zu bilden, mussten wir erziehen, integrieren und «inkludieren». Die Bildung verfällt. Ich habe es erlebt. Der Leidensdruck wurde immer grösser.

Was war der konkrete Anlass, der Sie in die Parteipolitik brachte?

Das war bei mir, wie bei vielen, die Euro-Rettungspolitik unseres Parlaments in

Berlin. Deutsches Volksvermögen wurde leichtfertig ins Feuer geschaufelt; dies empfinde ich heute noch als Skandal. Schlimm war auch die Art und Weise, wie das gemacht wurde: Das höchste deutsche Parlament hatte sich vom Volkswillen abgekoppelt. Der ehemalige Bundespräsident Richard von Weizsäcker sprach einmal von der «erstarrten Parteiendemokratie». So war es bei der Euro-Rettung, alles wirkte abgekartet. So konnte es nicht weitergehen.

Wie kamen Sie auf die AfD?

Im Netz kursierten Aufrufe, man solle gegen diese verheerende Euro-Politik in den Bundesländern Gleichgesinnte sammeln, und das haben wir in Thüringen umgesetzt. Da war ich dabei, in einer Struktur von vierzig bis fünfzig Mitstreitern. Das war die Urzelle.

Warum Thüringen? Sie sind im Westen aufgewachsen.

Durch Zufall. Meine Kindheit verbrachte ich im Rheinland, nahe Koblenz. Übers Studium kam ich nach Hessen. Meine Stellen als Lehrer führten mich über Südhessen an die Grenze zu Thüringen. Dort gefiel es uns, weil die Welt noch einigermaßen in Ordnung ist. Als ich mit meiner Frau ein Haus suchte, fanden wir ein 500-jähriges Pfarrhaus im Thüringer Eichsfeld.

Eine wichtige Prägung waren Ihre Grosseltern, Vertriebene aus Ostpreussen. Können Sie das ausführen?

Die Medien verteufelten mich im letzten Wahlkampf als «Wessi», der sich im Osten wichtigmache. Die Wahrheit ist: Ich habe mich nie als «Wessi» empfunden. Meine Grosseltern väterlicherseits stammen aus der Nähe von Königsberg, und die Kultur des alten Ostdeutschland war präsent in meiner Familie. Sie wurde mir auch weitervermittelt, von Literatur, Dichtung, Geschichte bis hin zur Küche. Mir ist von Beginn an ein gesamtdeutsches Bewusstsein mitgegeben worden. Ich habe es noch nicht übers Herz gebracht, das heutige Königsberg zu besuchen. Der Blick auf die überwachsenen Ruinen würde mich zu sehr bedrücken.

Heimatverlust war das grosse Thema Ihrer Familie.

Auf jeden Fall. Heimatverlust ist schwer zu verkraften. Das weiss ich aus der Erfahrung meiner nächsten Verwandten. Man muss die Heimat pflegen, wir haben keine andere. Und natürlich ist das der Grund, warum ich



«Man muss die eigene Heimat pflegen, wir haben keine andere»: Historiker und Politiker Höcke zu Hause in Bornhagen.

mich gegen den aktuellen Heimatverlust wehre, gegen die Multikulturalisierung, gegen die zerstörerische Zuwanderungspolitik, die uns Deutsche zur Minderheit im eigenen Land macht. In einigen Städten ist das bereits der Fall.

Sind Sie grundsätzlich gegen Ausländer? Es heisst, Sie streben ein «ethnisch homogenes Deutschland» an.

Überhaupt nicht. Das Volk ist ein breiter Strom mit zahlreichen Zuflüssen und Nebenflüssen. Ich habe viele ausländische Freunde, und es ist verrückt, was da für ein Zerrbild entworfen wird. Ebenso sehr wie der Heimatverlust beunruhigt mich deshalb die Entwicklung Deutschlands von einer vitalen Demokratie zu einem Gesinnungsstaat. Ich nenne es die Herrschaft der Political Correctness. Ich bin sehr freiheitsliebend und autoritätskritisch. Ich will über alle Dinge frei reden können, ohne Tabus, ohne Sprechverbote. Ich erhebe keinen Wahrheitsanspruch, bin offen für andere Meinungen, aber ich will mir meine Meinung nicht verbieten lassen. Der Kampf um die Meinungsäusserungsfreiheit treibt mich an, ist ein wichtiges Motiv.

Mit Blick auf die Migration sprechen Sie von «kultureller Kernschmelze». Was verstehen Sie darunter?

Wenn wir hier nicht baldmöglichst gegensteuern, droht ein nationales Desaster. Wir sind nicht für Abschottung. Aber bei der Zuwanderung wird heute alles falsch gemacht: zu viel, zu schnell, zu fremd. Noch dazu in einem Land, das seine eigene Kultur in Frage stellt. Das kann nicht gutgehen. Und wenn Deutschland fällt, fällt Europa.

Der Untergang des Abendlandes: Übertreiben Sie nicht?

Nein, das ist nicht übertrieben. Was ist von Rom übriggeblieben nach der Völkerwanderung?

Haben Sie gar kein Verständnis für die Kanzlerin, die aus humanitären Motiven handelte und den Deutschen, angesichts ihrer Geschichte, hässliche Bilder von der Grenze ersparen wollte?

Kein vernünftiger Mensch hätte doch etwas dagegen gehabt, wenn die Regierung im September 2015, als der Bahnhof in Budapest volllief, vielleicht für eine Woche das Recht ausser Kraft gesetzt und die 15 000 gestrandeten Migrant*innen aufgenommen hätte. Aber dann hätte die klare Ansage der Kanzlerin an die Welt sein müssen: Das war eine absolute Ausnahme. Das Weltsozialamt Deutschland ist geschlossen.

Kanzlerin Merkel verwies auch auf den Mangel an Fachkräften.

Die Realität ist: Die Kartellparteien haben Deutschland zu einem Auswanderungsland für Fachkräfte und zu einem Einwanderungsland für Sozialempfänger ge-

macht. Sie zerstören damit unser bewährtes Wirtschaftsmodell und unseren Sozialstaat, der Verfassungsrang hat. Wir müssen die Anreize für Sozialhilfe-Migrant*innen drastisch senken und den humanitären Schutz zeitlich begrenzen. Dann würde automatisch der massive Zug nach Deutschland eingedämmt werden. Dazu braucht es keine menschlichen Härten, nur Verantwortungsethik.

Wie kam es zur Reizfigur Höcke in der Politik?

Ich trat in der AfD an, um Denktabus aufzubrechen. Ich habe das am Anfang auch in unkluger Weise gemacht, zu heftig, sprachlich unangemessen, aber immer aus der Leidenschaft heraus, die falschen Denkschablonen zu sprengen. Ich habe nichts dagegen, wenn einer sagt: Der Höcke erzählt Unsinn. Aber sie haben versucht, mich als Menschen unmöglich zu machen, mich in eine falsche Ecke zu drücken.

Suchen Sie die Grenze, den Tabubruch ganz gezielt?

Das sehe ich anders. Ich versuche, aus innerer Wahrhaftigkeit heraus zu leben. Ich sage, was ich denke. Ich schaue weniger auf die Wirkung meiner Worte. Vielleicht sollte

«Ich bin gegen den rauschhaften Nationalismus. Patriotismus ist durch Bescheidenheit geprägt.»

ich das manchmal tun. Unser heutiges Parteien-Establishment ist verkrustet. Die Debatten laufen nach Ritualen ab, ein Austausch von Floskeln. Wer nicht berechnend unterwegs ist, wird sogleich auf die Abschussliste gesetzt, weil er den Konsens stört. Der Auftrag der AfD ist es aber, dieses stickige Konsensklima zu stören.

Sie haben ziemlich bald den Giftschrank angesteuert, indem Sie eine komplette Neubeurteilung der deutschen Geschichte gefordert haben. Was war Ihre Überlegung?

Die Geschichte ist die Hure der Politik. Geschichte wird von den jeweils Herrschenden immer missbraucht, um die eigene Herrschaft zu legitimieren. Ich wehre mich gegen die oberflächliche Einseitigkeit, mit der über die deutsche Geschichte gesprochen wird. Für mich beginnt die Geschichte Europas mit den Epen Homers, und auch die deutsche hat einen langen, verwickelten Vorlauf. Mich interessieren die historischen Hintergründe wichtiger Ereignisse, nicht nur das Hier und Heute. Da habe ich den Blick des kritischen Historikers.

Was stört Sie konkret?

Mich stört, dass viele Kreise gut verdienen daran, dass sie die deutsche Geschichte in krassem Weiss und Schwarz beschreiben. Wir sind die Guten, und alle anderen sind die bösen Nazis. Unzählige Organisationen, Parteien, auch

die Medien leben davon. Weil sie inhaltlich nichts mehr zu bieten haben, geben diese Vertreter bis weit in linksextreme Kreise vor, angebliche Nazis zu jagen. Die Eliten missbrauchen die Geschichte, um Andersdenkende abzukanzeln und einzuschüchtern. Deshalb gehe ich die Diskussion offensiv an, weil ich die Motive der andern infam finde.

Ihre Forderung einer «erinnerungspolitischen Wende um 180 Grad» hat Stürme der Entrüstung ausgelöst. Was genau meinen Sie damit?

Der Satz wurde gezielt missverstanden. Man legte mir in den Mund, ich wolle das Dritte Reich verherrlichen. So ein Unsinn! Interessanterweise hat mich niemand gefragt, was ich denn genau meine. Fakt ist: Da gibt es nichts zu verherrlichen. Es gäbe für mich nichts Schlimmeres, als in einer Diktatur zu leben, und der Nationalsozialismus war ohne Zweifel eine Diktatur.

Was ist denn Ihre Botschaft?

180-Grad-Wende bedeutet: Man soll die schlechten Seiten der deutschen Geschichte nicht ausblenden, aber man soll die guten Seiten ins Zentrum des Erinnerns stellen.

Warum? Die Deutschen sind doch durchaus stolz darauf, dass sie sich so kritisch mit sich und ihrer Geschichte befassen.

Nichts gegen eine kritische Haltung; sie spricht ja für einen hohen sittlichen Eigenanspruch und den moralischen Impuls zu einer ehrlichen Verarbeitung der Ereignisse. Aber wenn man nur noch das Negative sieht, entwickelt man eine gestörte Identität.

Hat Deutschland eine gestörte Identität?

Die Deutschen haben in der Tat ein gebrochenes Selbstbewusstsein. Das reicht von Identitätsflucht bis zu nationalem Selbsthass. Aber das bringt nichts. Man kann der eigenen Haut nicht entkommen. Sinnvoller und psychisch gesünder ist es, die eigene Identität anzunehmen und sich mit allen Komplikationen auseinanderzusetzen, natürlich auch mit den Schattenseiten. Mein Argument lautet: Andere Länder stellen ihre bedeutenden Leistungen zu Recht in den Mittelpunkt, denn ein grundsätzlich positives Verhältnis zur eigenen Geschichte ist meines Erachtens die wesentliche Grundlage eines funktionierenden Gemeinwesens. Man kann kein Gemeinschaftsgefühl, auch keine Solidarität ausbilden, wenn man das eigene Land und seine Geschichte verachtet. Man muss mit sich ins Reine kommen.

Anfang 2017 haben Sie in einem Interview mit dem Wall Street Journal gesagt, es sei ein grosses Problem, Hitler als das absolute Böse darzustellen.

Ich bin zwar falsch zitiert worden, aber der Satz ist inhaltlich richtig.

Wie verstehen Sie diesen Satz?

Ich halte es tatsächlich für hoch problematisch, Hitler als das absolut Böse darzu-



In Deutschland muss man Höcke mittlerweile dämonisieren, um nicht selber dämonisiert zu werden.

stellen. Denn so hebt man ihn ja quasi in göttliche Höhen, sozusagen als direkten Gegenspieler zum absolut Guten, zu Gott. Und indem man Hitler und seine Schergen in die absolute, also aussermenschliche Sphäre entrückt, befreit man sich selbst von jeder Verantwortung und Schuld.

Verharmlosung durch Überhöhung.

Genau. Das absolute Böse kann ja nur zwanghaft Böses hervorbringen. Aber wenn keine Wahl mehr besteht zwischen Gut und Böse, gibt es auch keine Verantwortung mehr. Um das zu verstehen, braucht es kein Ethikstudium. Es geht um Verantwortung und Verstrickung. Hitler konnte zwischen Gut und Böse wählen, und er hat das Böse gewählt. Von dieser Last sollten wir ihn und seine Helfershelfer nicht befreien.

Sie wollen einen deutschen Patriotismus wiederbeleben. Der grosse Liberale Otto Graf Lambsdorff aber sagte, die nationalen Symbole Deutschlands seien von den Nazis bleibend verseucht worden. Er könne damit nichts mehr anfangen.

Ich kann das durchaus nachvollziehen. Graf Lambsdorff war Teil der Erlebnisgeneration. Die haben das ganze schreckliche Unheil durchlitten, Diktatur, Krieg, Verbrechen, Stunde null, mit allem, was dazugehört. Dass man dann sagt, mit dem wolle man nichts mehr zu tun haben, es brauche einen kompletten Neuanfang, auch neue Symbole, das kann ich gut verstehen.

Sie ziehen aber offensichtlich ganz andere Schlussfolgerungen.

Nein. Genau das ist ja auch mein Punkt: Ein Zurück in der Geschichte gibt es nicht, gab es nie, und das ist auch gut so. Niemand will gescheiterte Systeme zurückholen. Aber wir können wegen eines verbrecherischen Regimes, das zwölf Jahre dauerte, nicht sämtliche Bestände unserer Geschichte und damit unsere Zukunft aufgeben. Ohne einen vitalen, gesunden, bescheidenen Patriotismus geht es auf Dauer nicht. Jedes Gemeinwesen braucht ein Wir-Gefühl, braucht Kitt. Vor allem dann, wenn der Wohlstand zerfällt und wenn die Notwendigkeit folgt, dass man sich einschränken muss, um den Schwächeren zu helfen. Die dunklen Wolken zeichnen sich ja bereits über der deutschen Industrie ab. Ohne solidarischen Patriotismus hat Deutschland die schlechteren Karten bei den kommenden Erschütterungen der Weltwirtschaft.

Der Patriotismus war in Deutschland eine gefährliche Droge, weil er – historisch nachweisbar – zum Grössenwahn geführt hat. Sehen Sie diese Gefahr nicht?

Doch. Deshalb bin ich gegen diesen rauschhaften, übersteigerten Nationalismus. Patriotismus, wie ich ihn definiere, ist ge-

prägt durch Bescheidenheit. Aber eine aufrechte Haltung ist nun mal gesünder als eine gebeugte. Das hat nichts mit nationalem Autismus oder Narzissmus zu tun. Unter Patriotismus verstehe ich auch Respekt vor anderen, Freude an der Vielfalt der Kulturen. Das Andere schätzen, ohne sich selber aufzugeben: Das ist Patriotismus. Meine Sorge ist, dass es nur noch einen internationalen Einheitsbrei gibt. Mich fasziniert die Vielfalt. Und ich sehe sie bedroht.

Ihre Auftritte wirken auf viele nicht gerade wahnsinnig bescheiden. Selbst Parteikollegen sind befremdet. Höcke liebe sich und seine Provokationen mehr als Deutschland. Was sagen Sie dazu?

Die Provokation ist das Stilmittel des Kleinen. Obwohl wir erfolgreich sind, haben wir das Altparteienkartell und die Medien gegen uns. Es ist ein Kampf David gegen Goliath. Die

«Müssen Sie Ihre Rhetorik abrüsten?» – «Ja, klar. Diesen Schluss habe auch ich gezogen.»

Provokation sollte kein Selbstzweck, keine Manie sein, aber sie kann in bestimmten Situationen einen territorialen Gewinn für den Unterlegenen herbeiführen. Entscheidend sind die besseren Argumente.

Sind Ihre Fahnenumzüge Provokation?

Meine Güte, nein! Wir machen beim sogenannten Kyffhäusertreffen seit einigen Jahren einen Fahnenumzug. Es sind die Fahnen der sechzehn Bundesländer unserer Republik. Über Stilfragen kann man gerne streiten, aber muss man sich dafür schon schämen? Die CSU in Bayern zelebriert regelmässig Fahnenumzüge, alle finden das toll und heimatverbunden, aber wenn es Björn Höcke macht, ist es fast schon ein Verbrechen. Was kommt als Nächstes? Kritik an einer nicht genehmen Tischdekoration? Das ist doch verrückt.

Selbst der AfD-Vorsitzende Gauland, kein Gegner, spricht von Personenkult.

Das ist ein Missverständnis. Fragen Sie Weggefährten aus meinem Leben vor der Politik. Ich bin keiner, den es aus Geltungsdrang in die Politik verschlagen hat. Ich suche den Mittelpunkt nicht. Und ja, ich habe am Anfang Fehler gemacht. Warum? Weil ich als absolutes politisches Greenhorn eingestiegen bin, mit Leidenschaft, wahrscheinlich mit zu viel Leidenschaft. Nationalromantisch verklärt. Dazu stehe ich.

Diese Naivität nimmt Ihnen keiner ab.

Aber es ist so. An die Glätte des politischen Parketts musste ich mich nach ein paar Ausrutschern zuerst einmal gewöhnen. Und die unglaubliche Feindseligkeit des Establishments darf man nicht unterschätzen. Legionen lauern darauf, ein Härchen in der Suppe zu finden.

Wie kam es zu den grossen Massenaufmärschen, die Sie berüchtigt gemacht haben?

Die AfD Thüringen hat in den letzten fünf Jahren rund 200 Anträge ins Plenum gebracht. Kein einziger wurde überwiesen, weder in die Beratung noch in die Abstimmung. Es war die totale Blockade des Altparteienkartells gegen uns von Anfang an. Also gingen wir raus, auf die Strasse, um unsere Botschaft ins Volk zu tragen. Sie haben Volksentscheide in der Schweiz, wir haben das nicht. So haben in Thüringen die Grossdemonstrationen angefangen. 2014 habe ich zum ersten Mal vor 5000 Menschen gesprochen. Die Lautsprecheranlage war völlig unterdimensioniert. Die Antifa-Demonstranten mit ihren Trillerpfeifen wurden bis auf zehn Meter an den Redner rangelassen. Wenn Sie nicht mehr hören, was Sie sagen, werden Sie automatisch lauter. Dann hat sich meine Stimme überschlagen, und die Sequenzen entstanden, die mir heute unangenehm sind, weil es Kreisklasse ist und nicht Bundesliga.

Was haben Sie da Skandalöses gesagt?

Ich habe von «Angsträumen für Frauen» gesprochen. Das war am Anfang der Flüchtlingskrise. Das durfte man damals noch nicht sagen, bis dann die Kölner Silvesternacht meine Aussage bestätigte.

Grenzwertiger fand ich Ihre obsessive Verwendung des Adjektivs «tausendjährig». Als Geschichtslehrer wissen Sie, dass Sie hier mit Nazi-Jargon hantieren.

Ach was. Als Geschichtslehrer weiss man, dass die Existenz Deutschlands etwa tausend Jahre alt ist. Das ist eine Tatsache. Der frühere SPD-Kanzler Helmut Schmidt hat das Wort «tausendjährig» auch verwendet. Helmut Schmidt darf das, aber Björn Höcke darf das nicht?

Die Deutschen, sagten Sie auch mal, sollen nicht mehr «Schaf», sondern «Wolf» sein. Das exakt gleiche Bild verwendete Hitlers Propagandaminister Joseph Goebbels. Muss man sich vor Ihnen fürchten, Herr Höcke?

Ich meine es nicht böse. Und ich wildere nicht im Nazi-Wortschatz. Ich überprüfe vor meinen Reden allerdings nicht, ob dies oder das auch schon von Goebbels gesagt wurde. Mein Geschichtshorizont geht über die letzten 75 Jahre hinaus. Von meiner romantischen Ader haben wir gesprochen. Ich habe keine Rhetorikkurse besucht, aber in der Rhetorik geht es um eine bilderreiche Sprache. Wenn ich das Wort «Wolf» verwende, dann lehne ich mich an Tierfabeln an, die es schon im Lateinischen gibt.

Während Ihrer Reden kochen die Säle. Die Menge skandiert «Merkel muss weg!». Haben Sie keine Angst, dass der Funke irgendwann zu hoch springt?

Die Situation, dass man nur noch mit den Fingern zu schnippen braucht und eine Re-



«Ich will zurück zu einer vernunftbasierten Politik»: Höcke in seinem Garten.

volution bricht aus, die habe ich so noch nie erlebt. Abgesehen davon, dass ich die Revolution als Konservativer gar nicht will. Natürlich ist ein extremer Unmut im Volk, gerade im Osten. Die Verwerfungen der Flüchtlingspolitik sind hier am deutlichsten zu spüren. Die Menschen haben den Kanal voll. Und wenn sie sich dann durch die Medien als Nazis verunglimpft sehen, obwohl sie sich selber als mündige Bürger empfinden, dann verstärkt sich der Unmut zur Empörung. Die Sprechchöre haben auch eine Ventilfunktion. Sie drücken aus, was die Leute ehrlich denken: Merkel mit ihrer falschen Flüchtlingspolitik muss weg.

Was ist rückblickend Ihr grösster Fehler?

Ich denke, meine Dresdner Rede. Sie war inhaltlich richtig, die Botschaft stimmte, aber ich habe ein grosses, vielleicht das grösste Thema für die Deutschen, die eigene Geschichte, auf dem Niveau einer Bierzeltrede vergeigt.

Dort fielen die berühmten Sätze mit der Erinnerungspolitischen 180-Grad-Wende und dem Holocaust-Mahnmal als «Mahnmal der Schande».

Ja, das war falsch. Nicht der Inhalt, aber der Stil. Punkt. Das darf einem Politiker grundsätzlich nicht passieren. Aber ich habe mich dafür öffentlich entschuldigt, was von den Medien weder wahr- noch angenommen wurde. Das ist nicht nur unfair, es ist unanständig. Ich sehe leider bei vielen Journalisten menschliche Defizite.

Müssen nicht Sie Ihre Rhetorik abrüsten?

Ja, klar. Diese Schlussfolgerung habe auch ich gezogen. Meiner Meinung nach ist das Tiefenbewusstsein vieler Deutscher richtiggehend durchtränkt von der Political Correctness. Wir sind wie gelähmt, und wenn ich dann gegen diese Konventionen verstosse, aus meiner Sicht ohne böse Hintergedanken, gibt es allergische Reaktionen. Deshalb formuliere ich heute anders.

Kürzlich haben Sie ein Fernsehinterview abgebrochen. Zu dünnhäutig? Es kann Sie ja nicht überraschen, dass einer, der austeilt, auch hart angepackt wird.

Zugegeben. Aber vergessen Sie nicht, dass ich in den letzten sechs Jahren so geprügelt worden bin wie wahrscheinlich kein Politiker seit 1945. Ich persönlich habe mittlerweile eine gewisse Hornhaut, aber ich bin auch ein Mensch und ein Familienvater.

Was erleben Sie an Anfeindungen?

In zivilisierten demokratischen Ländern sollte es möglich sein, dass ein Politiker von der öffentlichen in die private Sphäre wechseln kann. Mir stellt man aber in die Privatsphäre nach. Ende 2017 haben mir als Künstler getarnte Polit-Aktivisten ein Holocaust-Mahnmal in den Nachbargarten gestellt und mit riesigen Teleobjekti-

ven mein Haus observiert. Die gaben sogar zu, meine Familie über Monate beschattet und abgehört zu haben, auch in den Ferien. Ich hatte das Gefühl, ich sei ein Jahr lang nackt unterwegs gewesen.

Wurden diese Leute nach ihrem Geständnis polizeilich belangt?

Nein, das gilt als Kunstfreiheit. Immerhin hat der CDU-Landtagspräsident von Thüringen als einziger hochrangiger Politiker gesagt, dies seien die Zersetzungsmethoden der Stasi. Psychologische Kriegsführung.

Haben Sie Personenschutz?

Ja.

Was sagt Ihre Frau dazu?

Die hält mir Gott sei Dank die Treue und den Rücken frei. Sie ist überzeugt, dass es notwendig ist, was ich mache.

Es gab aufgrund Ihrer Dresdner Rede ein Parteiausschlussverfahren gegen Sie, das aber ad acta gelegt wurde. Wie stark hat Ihnen das Ganze geschadet?

Die AfD steht seit ihrer Gründung unter Druck, intern wie extern. Es gab auch Machtkämpfe. Man versuchte, meine verbalen Missgriffe gegen mich auszunützen für eigene Vorteile. Diese Leute sind aber gescheitert. So schmerzlich das Ganze für mich persönlich war, so habe ich es doch auch als eine Art Erziehungsprogramm empfunden. Die Partei hat mehr Zusammenhalt und Disziplin gelernt. Ich musste viel Prügel einstecken von Parteikollegen über die Medien, aber ich habe beschlossen: nicht reagieren. Vielen in der AfD dürfte klargeworden sein, auch wenn sie mit meinen Positionen nicht übereinstimmen, dass da einer ist, für den nicht sein Image zuoberst steht, sondern der fürs Ganze denkt. Dass da einer ist, der nicht nur vom preussischen Dienstethos schwafelt, sondern es auch lebt. Darauf bin ich durchaus stolz.

Laut Gerichtsurteil darf man Sie «Faschist» nennen. Was sagen Sie dazu?

Das ist, zumindest im Rahmen einer öffentlichen Kundgebung, durch die Meinungsfreiheit gedeckt, Artikel 5 Grundgesetz. Als Bürger können Sie so auch einen Innenminister als üblen Landesverräter bezeichnen oder eine Kanzlerin als Diktatorin. Das heisst noch lange nicht, dass sie es sind. Besonders Schlaue haben aus dem Urteil gefolgert, ich wäre nun ein amtlich festgestellter Faschist. Was für ein Blödsinn.

Kurz vor den Wahlen griff in Halle ein Mann eine Synagoge an und erschoss dann zwei Passanten. Die Medien haben versucht, diese Untat der AfD unterzuschieben, indirekt auch Ihnen.

Der Mann war ein Einzeltäter, offenbar psychisch gestört. Er sagte selber, er sei kein Rechtsextremer, trotzdem wurde das so instrumentalisiert. Es war eine schreckliche Tat, aber keine verlängerte Gewalt rechter Umtriebe. Insgesamt ist es infam, der AfD eine Mit-

schuld unterzuschieben. Die AfD und ihre Protagonisten sind die Opfer im politischen Kampf der Gegenwart. Der grösste Teil aller politischen Gewalttaten richtet sich gegen die AfD. Unsere Wahlbüros werden abgefackelt. Wir kritisieren das Establishment, aber wir predigen Gewaltlosigkeit. Immer.

Wie definieren Sie Rechtsextremismus?

Politischer Extremismus, links oder rechts, ist vor allem die Durchsetzung politischer Ziele mit Gewalt. Das lehne ich in schärfster Form ab. In Deutschland aber wird dieser Begriff mittlerweile auf alle angewendet, die eine aus Sicht des Establishments falsche Gesinnung haben. Der Verfassungsschutz betreibt sogar Gesinnungsschnüffelei, dabei geht den Staat die Gesinnung seiner Bürger nichts an. Der Verfassungsschutz soll die Verfassung schützen, nicht die Etablierten.

In einem umfangreichen Gutachten des Verfassungsschutzes werden Sie selber an etlichen Stellen erwähnt.

Ich bestreite die Objektivität und Qualität dieses Berichts. Da findet man wild zusammengeschusterte Zitate-Schnipsel, Mutmassungen und böswilligste Auslegungen, die zum Teil aus linksextremen Quellen stammen. Der renommierte Staats- und Verfassungsrechtler Professor Murswiek hat den Bericht an einer Pressekonferenz stark kritisiert. Ich stehe auf dem Boden unserer freiheitlich-demokratischen Rechtsordnung. Selbstverständlich.

Wie gefährlich ist der Rechtsextremismus in den neuen Bundesländern? Vor einem Jahr sollen in Chemnitz Nazis den Hitlergruss gezeigt haben.

Der einzige Mann, der deswegen bisher verurteilt wurde, war ein Linksextremer, eine gescheiterte Existenz. Ich finde es ungeheuerlich, wie der Osten der Republik verunglimpft wird. Es mag sein, dass bei Demonstrationen vereinzelt ein paar Verrückte oder Verwahrloste herumlaufen, die mit Nazisymbolen die letzte Station einer persönlichen Lebenskrise durchlaufen. Diese Leute sind unbedeutend, werden jedoch gezielt hochstilisiert, um die AfD und die Demonstranten anzuschwärzen.

Medien berichten, in den neuen Bundesländern hätten sich in den Köpfen «autoritäre Strukturen» aus zwei Diktaturen erhalten. Wie sehen Sie das?

Das ist Quatsch. Ich erlebe die Menschen im Osten häufig als viel emanzipierter. Diese Menschen gehen mit offenen Augen durchs Leben. Sie sehen die Probleme, sie haben noch aus der Zeit der Wende eine herrschaftskritische, freiheitliche Attitüde. Das Bürgertum wurde durch die Nazis und die Kommunisten arg lädiert. Viele Leistungsträger wanderten ab, aber man soll sich im Westen nicht so überheblich über die Landsleute im Osten stellen, die feine Antennen für die heutige wirklichkeitsfremde Propaganda aus Berlin haben.

Wie weit ist «zusammengewachsen, was zusammeng gehört»?

Gott sei Dank ist aufgrund der gesunden Renitenz im Osten noch nicht alles zusammengewachsen! Die junge Generation hat übrigens vor allem die AfD gewählt. Die Jungen sagen ja zu einem positiven Heimatgefühl.

Politisch wirkt Deutschland polarisiert wie nie.

Die Lage ist vertrackt. Wir erleben momentan einen regelrechten Kulturkampf zwischen zwei Lagern: auf der einen Seite kosmopolitische Universalisten, die von einer Weltbürgerschaft träumen. Auf der anderen Seite nationale Nominalisten, die am Nationalstaat festhalten wollen. Ich bin der festen Überzeugung, dass wir es bei der ersten Gruppe mit einer geschlossenen transatlantischen Polit-Elite zu tun haben, die mit allen möglichen Institu-

«Wir brauchen bundesweite Volksentscheide nach Schweizer Vorbild.»

tionen verzahnt ist. Diese Leute sitzen an den Hebeln der Macht. Ihnen geht es darum, die Vielfalt der nationalen Kulturen im Sinne einer One-World-Ideologie glattzuschleifen. Und ich glaube auch – obwohl ich Trumps Äusserungen manchmal sehr gewöhnungsbedürftig finde – dass Trump genau den gleichen Kampf gegen dieses Establishment führt wie wir. Es ist eine sehr harte Auseinandersetzung. Wir legen uns mit mächtigen Kreisen an. Aber wir haben die Bevölkerung auf unserer Seite, auch wenn ein grosser Teil noch Opfer der öffentlichen Meinungsmanipulation ist.

Sind Sie für Volksentscheide nach Schweizer Vorbild?

Ja. Wir brauchen bundesweite Volksentscheide. Ohne Volksentscheide in zentralen Fragen werden wir die versteinerte Parteidemokratie nicht mehr wiederbeleben.

Soll Deutschland aus der EU austreten?

Das ist die Ultima Ratio. Wir dürfen diese Option nicht ausschliessen. Die EU in ihrem heutigen Zustand ist für mich eine Agentur der Globalisierung. Die europäischen Nationalstaaten sollen entmachtet werden. Die EU muss erkennen, dass sie eine gewachsene Vielfalt repräsentiert, also kein Moloch der Zentralisierung sein darf.

Euro?

Der Euro ist tot. Mause tot. Wir müssen zurück zu nationalen Währungen oder zu kleineren Währungsverbänden, die ökonomisch Sinn ergeben. Das wird ein ganz schwieriger Prozess, auch teuer, aber es wird noch teurer, wenn wir es nicht machen.

Wollen Sie den souveränen deutschen Nationalstaat zurück?

So weit wie möglich und sinnvoll. Ich spreche von einem klar umrissenen Verantwortungsraum. Unsere heutige politische Elite hat sich ins ideologische Wolkenkuckucksheim einer grenzauflösenden Politik verabschiedet – hypermoralisch aufgeladen. Greifbare Erfolge müssen nicht mehr nachgewiesen werden, man ist ja angeblich in einer guten Sache unterwegs. Unsere Vorstellungen sind da ganz anders: Als bürgerlicher Politiker hat man eine konkrete Verantwortung, räumlich und gemeinschaftlich begrenzt. Dort gestaltet man Politik, wird man überprüfbar im Erfolg oder Misserfolg. Der Bürger weiss dann auch, wen man abwählen kann. Darüber hinaus brauchen wir natürlich europäische Zusammenarbeit, im Sinne eines Staatenbundes, aber nicht im Sinne einer Gleichmacherei. Heute ist die EU organisierte Verantwortungslosigkeit.

Wie sehen Sie die angelsächsische Welt?

Den ungezügelt Manchester-Kapitalismus der Briten und Amerikaner lehne ich ab. Da stehe ich kontinentaleuropäisch in der Tradition deutscher Nationalökonomien. Wir haben das Konzept der sozialen Marktwirtschaft. Wir nennen es solidarischen Patriotismus.

Ist Ihnen Ludwig Erhard schon zu liberal?

Nein, aber bei den geistigen Vätern der sozialen Marktwirtschaft bin ich näher bei Alfred Müller-Armack und Wilhelm Röpke, die der sozialen Steuerung durch den Staat eine grössere Bedeutung geben. Ich bin kein Anhänger des reinen Nachwächterstaates, und ich stehe in der Tradition der katholischen Soziallehre.

Obwohl Sie Protestant sind.

Da bin ich agnostisch auf der Suche nach der besten Lösung. Ausgleich zwischen Kapital und Arbeit. Der Staat hat Lenkungs-befugnisse. Die absolute Freiheit führt ins absolute Chaos.

Sie haben einmal gegen Stellenabbau bei Siemens demonstriert. Ist das noch bürgerlich oder schon links?

Bürgerlich heisst für mich: Man soll nicht bloss die Interessen der eigenen Schicht im Auge haben, sondern sich für das Ganze verantwortlich fühlen, einschliesslich der kleinen Leute. Insofern war die Aktion richtig. Bei der Thüringen-Wahl haben 28 Prozent der Selbständigen und 38 Prozent der Arbeiter für uns votiert, die Leistungsträger, die Deutschland am Laufen halten.

Ist es die Aufgabe bürgerlicher Politiker, einer Firma zu sagen, wie sie ihre Personalpolitik betreiben soll?

Laut Artikel 14 des Grundgesetzes gilt die Sozialpflichtigkeit des Eigentums. Ausserdem wäre es blauäugig, anzunehmen, dass Konzerne nicht auch politische Player sind. Und politische Entscheide drücken sich in Konzernentscheiden aus.

Wir beobachten, etwa bei Trump, eine Renaissance des Protektionismus. Sind Sie dafür?

Freihandel funktioniert nur, wenn die Partner auf Augenhöhe sind, sonst geht der schwächere unter. Afrika leidet unter der Agrarpolitik Europas. Wir müssen Afrika helfen, dass die Wertschöpfung dort bleibt. Die Globalisierung sehe ich daher skeptisch – auch ökologisch. Protektionismus aber kann nur sinnvoll sein als Schutz in der Aufbau-phase eigener Produktionsstrukturen oder als Notmassnahme. Trump hingegen schützt marode Industrien, das ist kontraproduktiv.

Die ehemalige DDR-Bürgerrechtlerin Vera Lengsfeld hat Sie kürzlich als «nationalen Sozialisten» bezeichnet.

Diese wenig schmeichelhafte Einordnung ist falsch. Ich bin noch lange kein Sozialist, weil ich das Soziale in der sozialen Marktwirtschaft betone. Ich habe die Grundlagen von freiem Unternehmertum und Privateigentum nie in Frage gestellt. Ich fordere in Zeiten des Shareholder Value nur soziale Verantwortung des Unternehmers und das Recht des Staates auf Intervention, wenn das freie Spiel der Kräfte versagt. Ich vermute, Vera Lengsfeld wollte mich in eine bestimmte Ecke drücken, was ich sehr bedauere, denn ich schätze sie als kluge Analytikerin.

Vielleicht wäre ein klärendes Gespräch sinnvoll.

Ja, sicher. Und Frau Lengsfeld sollte mit ihren CDU-Parteifreunden in Sachsen-Anhalt sprechen. Von denen konnte man unlängst die Forderung vernehmen, das Nationale mit dem Sozialen zu verbinden.

Was bedeutet Bismarck für Sie? Sein Bild hängt hier prominent.

Bismarck war einer der wenigen grossen Staatsmänner, die wir Deutschen hervorgebracht haben. Wir sind zwar reich an Denkern, Philosophen, Komponisten und Ingenieuren, aber wirkliche Staatsmänner haben wir wenige produziert. Bismarck gehört dazu. Unter anderem, weil er glasklar die nach wie vor gültige geopolitische Rahmenbedingung für Deutschland und Europa definiert hat: Einen Modus Vivendi mit Russland. Ohne Frieden mit Russland ist kein Friede in Europa möglich. Mit Bismarck müssen wir wieder das Bewusstsein entwickeln: Deutschland ist ein klassisches Mittelrand zwischen West und Ost, Nord und Süd. Leben und leben lassen, ohne sich selber aufzugeben.

Haben Sie manchmal das Gefühl, Sie seien aus der Zeit gefallen, ein Art Don Quichotte, der sich gegen Unabänderlichkeiten auflehnt?

(Lacht) Wenn schon, dann bin ich ein Don Quichotte des gesunden Menschenverstands. Ich will zurück zu einer vernunftbasierten Politik, die den Menschen wieder gerecht wird. ○

Ein schönes Geschäft

Nach Kylie Jenners 600-Millionen-Dollar-Deal gelten Influencer als neue Business-Superstars. Dabei zeigt der Fall eher die Schwäche von Kosmetik-Konzernen. *Von Mark van Huissing*

Es war eine Nachricht, die man mehrmals lesen musste, so viele grosse, Rekorde brechende Zahlen kamen darin vor: Die 22-jährige Kylie Jenner verkauft die Mehrheit ihres Unternehmens Kylie Cosmetics an den Coty-Konzern, zu dem die Beauty-Marken Covergirl, Max Factor oder Wella gehören. Die Mehrheitsbesitzer von Coty, eine deutsche Milliardärsfamilie mit Namen Reimann, bezahlt für 51 Prozent der Anteile 600 Millionen Dollar (597 Millionen Franken). Was bedeutet, dass die 2015 von der damals Achtzehnjährigen gegründete Marke einen Wert von 1,2 Milliarden Dollar hat.

Vergangenes Jahr stand Kylies Name erstmals auf der *Forbes*-Reichstenliste, die jüngste Schwester von Kim Kardashian West war der bisher jüngste Mensch, der aus eigener Kraft Milliardär wurde. Sogar Facebook-Gründer Mark Zuckerberg brauchte zwei Jahre länger, um ein solches Vermögen aufzubauen; er war erst mit 23 Milliardär.

Leser, die jung sind im Geist – oder mit Töchtern zwischen, sagen wir, zehn und achtzehn –, haben von der Jungunternehmerin gehört, vielleicht mehr, als ihnen lieb ist. Andere kennen sie möglicherweise aus der Reality-TV-Serie «Keeping Up with the Kardashians» (KUWTK). Darin geht es um die privaten sowie beruflichen Leben von Kourtney, Kim und Khloé Kardashian plus jene ihrer Halbschwwestern Kendall und Kylie Jenner, die mehrheitlich in Los Angeles leben; seit 2007 wurden sechzehn Staffeln der Show mit je 24 Folgen sowie mehrere Spezialsendungen produziert und ausgestrahlt.

Reiche Familiengeschichte

Erfolg hat viele Väter, der Kardashian-Klan bloss zwei. Davon lebt einer nicht mehr – Robert, seit 2003. Der Ex-Mann von Kris Jenner und Vater von Kourtney, Kim, Khloé und dem für die Öffentlichkeit weniger wichtigen Sohn Rob wurde Ende der 1990er Jahre bekannt als Anwalt von O. J. Simpson, den er gegen Mord-Anschuldigungen verteidigte, was zu einem Freispruch des ehemaligen Football-Spielers führte; Kardashian starb an Speiseröhrenkrebs. Der zweite Vater, der von Kendall und Kylie, hiess die längste Zeit Bruce Jenner und war als junger Mann Athlet – er gewann 1976 an den Olympischen Spielen den Zehnkampf. 2015 gab er

Eine Art Bevollmächtigte:
Unternehmerin Jenner.



bekannt, eine Transfrau zu sein, seit damals heisst sie Caitlyn.

Das ist an sich schon eine reiche Familiengeschichte. Die Kardashians haben zudem ein privates Sexvideo von Kim und dem R'n'B-Sänger Ray J im Angebot, das von einer Pornofilmproduktionsfirma öffentlich gemacht wurde. Diese zahlte der heutigen Ehefrau von Kanye West, einem Rapper und Musikproduzenten, 2007 schliesslich fünf Millionen Dollar, damit sie ihre Klage zurückzog. Davon abgesehen ist das Video vielleicht einer der Hauptgründe für den Erfolg und die spätere Berühmtheit von Kim Kardashian und ihrer Familie; diese Theorie wurde von einer amerikanischen Berühmtheiten-Website aufgestellt, hat es aber mittlerweile bis auf die deutsche «KUWTK»-Wikipedia-Seite gebracht.

Mit anderen, wenigen Worten: Kylie ist eine grosse Berühmtheit. Anfänglich *by proxy*, also als eine Art Bevollmächtigte ihrer älteren und sehr berühmten Schwester, mittlerweile längst selbständig. 151 Millionen Menschen sind auf ihr Instagram-Konto, ein soziales Netzwerk, in dem Bilder verbreitet werden, abonniert. Weshalb man den Megadeal von Kylie Cosmetics mit der New Yorker Coty Inc. gern als Beweis dafür herbeiziehen möchte, dass Influencer – Menschen, die mittels Präsenz in sozialen Medien Kunden beeinflussen – heute die heissesten Start-up-Unternehmer sind. Und beste Chancen haben, die nächsten «Einhörner» – Jungfirmen mit einer Bewertung von wenigstens einer Milliarde Dollar – zu gründen, erfolgreich zu machen und zu verkaufen.

Kylie Jenner ist zweifelsohne eine Influencerin mit einer aussergewöhnlichen Kraft, bei ihren Followern Gefühle auszulösen. Das ist manchmal gut, manchmal weniger gut. Gut ist, dass die grosse Mehrheit der Follower im Grunde ein Leben wie sie haben möchte.

Was die Grundlage für Kylies Business ist. Da die wenigsten einen Lamborghini kaufen können beziehungsweise eine grosse Halbschwester haben, die mit dem zurzeit bestverkaufenden Rapper verheiratet ist, leisten sie sich wenigstens einen Eyeliner oder was es sonst so



Die Fans nehmen sie ernst: Khloé Kardashian, Lamar Odom, Kris Jenner, Kendall Jenner, Kourtney Kardashian, Kanye West, Kim Kardashian West, Caitlyn Jenner, Kylie Jenner (v.l.), 2016.

gibt bei Kylie Cosmetics. Und sichern sich so einen kleinen Teil von Kylies Lebensstil. Weniger gut ist, dass die Käuferinnen, wie es sich gehört für Fans, alles sehr ernst nehmen, was ihr Idol tut. Denn das hat unmittelbare Auswirkungen auf den Abverkauf des Kosmetikangebots – Steigerung der nachgefragten Menge oder Umsatzeinbrüche, wenn Fans nicht happy sind mit einer Aktion ihres Stars.

Ein Beispiel und, Vorsicht/Verzeihung, dessen Verständnis erfordert eine weitere «KUWTK»-Leistung: Dieses Frühjahr fiel Nutzerinnen der Kylie-Cosmetics-Website auf, dass der Preis des Jordy Lip Kit, eines Lippenstifts, von 27 auf 13,50 Dollar gesenkt worden war. Weshalb, was war die Geschichte dahinter? «Achtung, dieser Farbton riecht nach Betrug», war einer von zahlreichen Kundinnen-Kommentaren im WWW. Dies, nachdem bekannt geworden war, dass Khloé Kardashians Freund, der Basketballspieler Tristan Thompson, sie betrogen hatte – erneut! –, dieses Mal mit Jordyn Woods, der Namensgeberin des fraglichen Lippenstifts und besten Freundin der kleinen Halbschwester Kylie Jenner. Alles unklar? Auf jeden Fall war's ein Drama für viele der 151 Millionen Menschen, die meisten davon junge Mädchen, die Anteil am Leben Kylies beziehungsweise an «KUWTK» nehmen. «Drama» ist, nebenbei erwähnt, wertfrei gemeint. «Die Kardashian-Jenner-Familie hat ein Imperium aus Drama gebaut», stand in der *New York Times* (NYT). Und der Jordy Lip Kit war bald ausverkauft, zum halben Preis – der Farbton «Betrug», so sieht's aus, war Mode dieses Frühjahr.

Führung vom Smartphone aus

Doch war der Sturm in der Wimperntuscheflasche gut oder schlecht fürs Business? Schwer zu sagen. Als private Firma musste Kylie Cosmetics die längste Zeit keine genauen Zahlen zeigen. Der Umsatz soll vergangenes Jahr 177 Millionen Dollar betragen haben (plus 40 Prozent ge-

genüber 2017). Und täglich sollen 7000 Menschen neu der Marke auf Instagram folgen. Anfänglich konnte die Ware bloss im Webshop bestellt werden, seit vergangenem Jahr ist die Kosmetik auch in 1100 Ulta-Läden, einer amerikanischen Kette von Schönheitsgeschäften, erhältlich. «Kylie ist eine Ikone unserer Zeit», zitiert die NYT Peter Harf, Präsident der Käuferin Coty. Und ihre Marke sei keine kurzlebige Masche, sagt er weiter.

Ob er recht hat, weiss im Augenblick noch niemand. Die 600 Millionen, die er für die Übernahme ausgibt, sind viel Geld, wenn auch kein unbezahlbarer Betrag für Coty. Das Unternehmen, dessen Aktien an der Börse von New York gehandelt werden, setzte im Geschäftsjahr 2018/19 (bis 30. Juni) rund 8,6 Milliarden Dollar um, das Nettoeinkommen lag bei 488 Millionen (im vorherigen Geschäftsjahr 516 Millionen), es beschäftigt 20 000 Mitarbeiter.

Wie für die anderen grossen Konzerne im Geschäft mit der Schönheit – L'Oréal, Procter & Gamble, Estée Lauder und Shiseido – ist es für Coty, das Platz vier belegt, herausfordernd, junge Kundinnen unter 35 anzusprechen. Was man als Kernkompetenz von Kylie Cosmetics respektive deren Chefin beschreiben dürfte. Wohingegen Coty der Jungunternehmerin bei betrieblichen Prozessen überlegen ist, mit Sicherheit was Vertrieb und Distribution angeht. Man darf also, gestützt auf die vorhandenen dünnen Informationen, interpretieren, dass das Zusammengehen der beiden Vertragsparteien einen bestimmten Sinn ergibt.

Normalerweise wird bei einer vergleichbaren Lage der Begriff Win-win-Situation verwendet. Was hier aber denkbarerweise zu wohlmeinend wäre. Man weiss, wie erwähnt, wenig über Kylie Cosmetics. Weil das Unternehmern jung ist. Und es die Chefin, angeblich, von ihrem Smartphone aus führt. Möglicherweise, besser: Hofentlich weiss Coty-Präsident Harf mehr. Besonders wichtig ist das für die deutschen

Mehrheitsbesitzer, die Familie Reimann aus Mannheim/Heidelberg, deren Vermögen je nach Quelle zwischen elf und dreissig Milliarden gross sein soll.

Superfans, die keine sind?

Wer kein Insiderwissen hat, sondern ein wenig recherchiert, mag nicht immer, worauf er stösst. Zum Beispiel auf die Sache mit den Superfans, so werden die ergebensten Follower bezeichnet. Sie sind die besten Kundinnen ihres Begierde-Objekts, Kylie. Solche, könnte man meinen, hat die junge Jenner in grosser Zahl. Eine Marktuntersuchung ergab aber, dass die Mehrheit ihrer Kundinnen zwischen 2016 und 2019 bloss einmal bei Kylie Cosmetics einkaufte. Was sind denn das für Superfans?

Vielleicht muss man die Nachricht, die so viele grosse, Rekorde brechende Zahlen enthält, ein wenig anders lesen. Vielleicht steckt dahinter nicht bloss die Story der 22-jährigen Super-Influencerin-Unternehmerin Kylie Jenner sowie jüngsten Selfmade-Milliardärin bisher. Tatsächlich liefert die Geschichte auch Einsicht in eine Industrie, die Beauty-Branche, in der die Chefs der grossen Player von gestern, wie des Coty-Konzerns, immer weniger verstehen, was Kundinnen, die ihre Töchter oder Enkelinnen sein könnten, wollen. Beziehungsweise in der alte weisse Männer (plus die Japaner von Shiseido, die die gleichen Probleme haben) langsam, aber sicher erkennen, dass es mittlerweile Mitbewerber gibt, die näher an den Kundinnen sind als sie. Weil sie Kundinnen und Anbieterinnen zugleich sind.

Worauf sich die alten Chefs an einen alten Business-Leitsatz erinnern: *If you can't beat them, buy them.* Wenn du sie nicht schlagen kannst, kauf sie. Falls die Rechnung aufgeht, haben sie Glück gehabt. Falls nicht, haben ihre Aktionäre Pech gehabt. ○

DAS SCHWEIZER PORTAL FÜR HANDWERKERSTELLEN

Mit www.workerjobs.ch die besten Mitarbeiter finden!

stellen-anzeiger.ch GmbH
Technoparkstrasse 1
8005 Zürich
044 440 10 80
www.workerjobs.ch

worker jobs.ch



Gegenmodell: Nestlé-Chef Bulcke, ehemaliger Verwaltungsratspräsident Brabeck.

Wunder von Vevey

Noch vor kurzem war Nestlé der Buhmann der Welt. Heute fällt kaum noch ein böses Wort über den Nahrungsmittel-Multi. Das liegt vor allem an einer gekonnten Umarmungsstrategie gegenüber Kritikern. Bleibt nur die Frage: Bringt der neue «Nestlé Way» auch den Eigentümern etwas? *Von Florian Schwab*

Bei Nestlé läuft es gut. Für 2019 erwartet man ein organisches Umsatzwachstum von 3,5 Prozent. Der Aktienkurs ist im laufenden Jahr von etwa 80 auf über 100 Franken gestiegen. Im September verzeichnete Nestlé mit über 330 Milliarden Franken den höchsten Börsenwert der Firmengeschichte. Der Konzern bleibt das wertvollste Unternehmen Europas.

Auch an der Image-Front macht die Firma aus Vevey *bella figura*. Vorbei sind die Zeiten, als sich protestierende Greenpeace-Aktivisten über das Dach Zugang zu einer Aktionärsversammlung verschafften (2010) oder als sich der damalige Nestlé-CEO und -Verwaltungsratspräsident Peter Brabeck am World Economic Forum in Davos vorhalten lassen musste, er sei ein herzloser Mensch (2005).

Vom Buhmann zu (fast) Everybody's Darling in gut einem Jahrzehnt: Wie wurde dieses Wunder vollbracht? Die *Weltwoche* hat mit zahlreichen Kennern, darunter gegenwärtige und frühere Nestlé-Mitarbeitern, gesprochen. Zentral für die Erklärung des Wunders sind die drei starken Männer der letzten Jahrzehnte: der Deutsche Helmut Maucher, der nach jahrzehntelanger Regentschaft 1997 als CEO und 2000 als Verwaltungsratspräsident (VRP) zurücktrat, sein Nachfolger, der Österreicher Peter Brabeck, der bis 2008 CEO und bis 2016 VRP war, sowie

der derzeit amtierende belgischstämmige VRP Paul Bulcke, der die Firma zwischen 2008 und 2017 als CEO geleitet hat.

Von seinem Vorgänger Helmut Maucher hatte Brabeck im Jahr 2000 die Leitung einer Organisation geerbt, die gerne mit einer Ordensbruderschaft verglichen wurde: verschworen nach innen, verschlossen nach aussen. Nestlé setzte auf der ganzen Welt Qualitätsmassstäbe in der Nahrungsmittelindustrie und trat dabei mit schweizerischer Bescheidenheit auf, also am liebsten gar nicht. Im Idealfall sprachen die Marken für sich selbst, das Mutterhaus in Vevey blieb eine Fussnote im Kleingedruckten auf der Verpackung. «Tue recht und scheue niemand» – so hätte man das Prinzip der Maucher-Firma beschreiben können.

Überwachung des Regenwaldes

Brabeck erwies sich in den ersten Jahren als gelehriger Schüler der bewährten Doktrin. Bis zu jener historischen Debatte am WEF-Jahrestreffen 2005, an die sich Brabeck später so erinnerte: Er sei an einer Diskussion über die soziale Verantwortung von Unternehmen aufgestanden und habe gesagt, wer der Gesellschaft nichts gestohlen habe, sei auch nicht verpflichtet, ihr etwas zurückzugeben. «Und ich war echt schockiert, wie in kürzester Zeit jeder sagte: <Doch,

ich finde auch, wir müssen der Gesellschaft etwas zurückgeben.» Für seine Ansichten wurde Brabeck ausgebuht – an dem Anlass, der damals noch als Klassentreffen des globalisierten Kapitalismus galt.

Das Erlebnis der Zurückweisung durch die versammelte WEF-Gemeinschaft nagte derart am Nestlé-Chef, dass er die US-amerikanischen Management-Gurus Michael Porter und Mark Kramer damit beauftragte, ein Gegenmodell zum «An-die-Gesellschaft-Zurückgeben» in

Auf der Suche nach Shared Value verheddert sich Nestlé nicht selten in einem Interessengestrüpp.

Form von mildtätigen Spenden zu entwickeln. Das neue Wirtschaftsmodell, welches an die Stelle der traditionellen Gewinnmaximierung treten sollte, taufte Brabeck und seine akademischen Vordenker «Creating Shared Value» (CSV), zu Deutsch in etwa «gemeinschaftliche Wertschöpfung». 2011 wurde CSV als akademisches Papier in der *Harvard Business Review* veröffentlicht.

Konkret bedeutet CSV, dass das Unternehmen im direkten Einflussbereich seines Geschäfts nach gesellschaftlichen Problemen

sucht, durch deren Lösung sich auch der geschäftliche Erfolg steigern lässt. Dafür ist es nötig, mit allerlei Interessengruppen zu sprechen: Lieferanten, Mitarbeitern, Nichtregierungsorganisationen, Wissenschaftlern, Konsumentenorganisationen und Lobbys.

Brabeck und sein Nachfolger Bulcke setzten die neue Doktrin in die Tat um – dies gegen teilweise erbitterten Widerstand mancher Nestlé-Veteranen, die viele Jahrzehnte im Unternehmen verbracht hatten. Die Quellen streiten sich, ob dabei dem teilweise etwas autokratischen Österreicher Brabeck oder dem vom Naturell her eher ausgleichenden Bulcke der grössere Anteil zukomme.

Was ist Shared Value? Zurzeit verweist Nestlé gerne auf das Programm Starling, das dieses Jahr seinen Betrieb aufgenommen hat. Der Nahrungsmittel-Multi hat es in Zusammenarbeit mit Airbus und der Organisation Earthworm entwickelt. Earthworm ist eine NGO, die sich für den Erhalt der Regenwälder einsetzt. Seit langem steht Nestlé in der Kritik, weil das Unternehmen sein Palmöl partienweise aus Gegenden bezieht, in denen Teile des Regenwaldes abgeholzt werden – dieser Vorwurf war auch der Auslöser für den Greenpeace-Protest an der Aktionärsversammlung 2010. Das Airbus-Satellitennetzwerk ist in der Lage, die Regenwälder flächendeckend zu überwachen und dabei in Echtzeit aufzuzeichnen, welche Flächen



Ex-CEO Maucher.

verschwinden. Diese Informationen werden – das Herz des Starling-Programms – mit der geografischen Präsenz der Nestlé-Lieferanten verglichen. Verschwindet in deren Einzugsgebiet Regenwald, dann begeben sich Nestlé-Leute vor Ort, um die Ursache der Abholzung zu ergründen und, je nach Ergebnis, Sanktionen gegen den betreffenden Lieferanten einzuleiten.

Dieses gemeinsam entwickelte System wollen Nestlé und Airbus auch weiteren Unternehmen zugänglich machen, die ihre Lieferkette besser überwachen möchten. Gelingt eine solche kommerzielle Verwertung, dann handelt es sich um ein Paradebeispiel für Creating Shared Value.

Nicht in jedem Anwendungsfall fügen sich die Mosaiksteine scheinbar so mühelos zusammen. So hat Nestlé-Tochter Nespresso kürzlich eine sogenannte Reviving-Origins-Linie lanciert, bestehend aus Kleinstmengen von Kaffee aus schwer zugänglichen, kriegsgeplagten Regionen. Wie daraus ein profitables Geschäft werden soll, ist derzeit nicht ersichtlich. Noch schwieriger wird es beim Thema Klimawandel. Nestlé rechtfertigt teure Reduktionen beim CO₂-Ausstoss (Ziel: netto null bis im Jahr 2050) durch geschäftliche Notwendigkeit. Der Klimawandel bedrohe die grösstenteils aus Agrargütern bestehende Lieferkette.

Grossen Handlungsbedarf erkennt das Unternehmen bei den Plastikverpackungen: Vor allem wegen der PET-Flaschen (etwa im Mineralwassergeschäft) wird der Konzern immer wieder kritisiert. Jetzt soll es ein neueingerichtetes Forschungslabor richten. Bis 2025 sollen alle Verpackungen biologisch abbaubar oder recycelbar sein.

«Zu viel Zeitgeist»

Ob Klimawandel, Palmöl, Reduktion von Zucker und Fett oder die Schaffung vegetarischer Fleischersatzprodukte: Nestlé segelt schnell und tüchtig im Wind des Zeitgeists. Die grösste Gefahr dabei ist, dass das Unternehmen zu stark auf die lautesten oder mächtigsten Interessengruppen hört. Wer entscheidet, dass die Interessen einer Regenwald-Stiftung höher zu gewichten sind als jene von kleinen Produzenten, welche seit Jahrzehnten Regenwald roden, um darauf Ackerbau zu betreiben? Und

wer entscheidet, dass Produkte, die aufgrund des hohen Zuckergehalts bei Konsumenten beliebt sind, partout gesünder werden müssen?

Auf der Suche nach Shared Value verheddert sich Nestlé nicht selten in einem Interessengestrüpp. Ein Beispiel ist das Programm für nachhaltigen Kakaoanbau des Staatssekretariats für Wirtschaft (Seco). Unter diesem Titel hat sich der Schweizer Nahrungsmittelkonzern in Indonesien an einem

aufwendigen Dialog zwischen Dutzenden von politischen, geschäftlichen und NGO-Interessengruppen beteiligt, dessen Wirkung kaum messbar gewesen ist.

Hat Nestlés grosser Paradigmenwechsel vor zehn Jahren nur dem Management eine grössere Beliebtheit eingetragen, oder hat er auch den Aktionären etwas gebracht? Die Antwort ist zwiespältig. Das Unternehmen schreibt heute weniger Gewinn und Umsatz als 2008 und ist doch – die allgemeine Aufwärtsentwicklung an den Aktienmärkten lässt grüssen – mehr wert als damals. Die Ebit-Marge, also der Gewinn als Anteil des Umsatzes, tritt aber seit 2008 weitgehend auf der Stelle. Zwischen Brabecks Übernahme des CEO-Postens 1997 und dem Weiterreichen an Bulcke im Jahr 2008 hatte die Gewinnmarge noch kräftig angezogen.

Was Nestlé-Altmeister Helmut Maucher zum neuen «Nestlé Way» sagen würde, ist nicht mehr zu eruieren. Er ist letztes Jahr verstorben. Auf den populären Ruf nach sozialer Verantwortung hin befragt, sagte er 2005 in einem Interview mit der *Bilanz*: «Da weht leider zu viel Zeitgeist oder auch Heuchelei.» Zu viele gesellschaftliche Forderungen an die Unternehmen führten zu «einer Lähmung der Marktwirtschaft» und «letztlich zu Wohlstandsverlust».

Es sind Worte aus einer anderen Zeit. ○



Die Bibel

Vom Handel

Von Peter Ruch

Und er sprach: Seht, ich habe gehört, dass es in Ägypten Getreide zu kaufen gibt. Zieht dort hinab und kauft für uns Getreide, damit wir am Leben bleiben und nicht sterben (Genesis 42, 2). Jakob und seine Sippe litten unter Missernten, und es bestand Handlungsbedarf. Das ist der typische Impuls für eine wirtschaftliche Aktivität. Der liberale Ökonom Ludwig von Mises definierte die Unzufriedenheit mit dem gegebenen Zustand und die Aussicht, durch eigenes Verhalten Abhilfe zu schaffen, als allgemeine Bedingung des Handelns. Die Steinzeitmenschen mussten ihre Güter weitgehend selbst herstellen. Doch bereits in prähistorischer Zeit wurden Waren und Dienstleistungen getauscht. Der Handel hat freilich für viele Menschen etwas Anrühiges. Zwischenhändler würden sich bereichern, ohne zu arbeiten, so der Verdacht.

Mit diesem Thema befasste sich schon Martin Luther in seiner Schrift «Sermon vom Handel». Seine Kritik an den Kaufleuten ist scharf. Viele seien habgierig und verlangten überhöhte Preise. Aber welches ist der richtige Preis? Für Luther lässt sich das mit keiner Vorschrift je ordnen. Dieselbe Ware aus derselben Stadt könne in diesem Jahre mehr kosten als im Vorjahr, weil der Weg, das Wetter oder sonst etwas höhere Unkosten verursache. Am besten sei es, den Wert einer Ware danach zu bestimmen, wie der allgemeine Markt sie gebe und nehme. Damals waren die Märkte kleinräumiger als heute, und Monopole konnten leicht entstehen. Dem Gewissen kommt daher entscheidende Bedeutung zu als Kompass gegen Betrug und Habsucht.

Obwohl die Israeliten vom Hungertod bedroht waren, gab ihnen Joseph das Getreide nicht umsonst. Der Staat, so Luther, kann nicht mit der christlichen Liebe regieren. Tut er dies, «würde ein jeder auf Kosten der andern gut leben wollen, aber niemand arbeiten. Ja, ein jeder würde dem anderen das Seine nehmen.» Das tönt wie die Beschreibung der Verteilungskämpfe im modernen Sozialstaat. Auch in ihm kann nur das von Gott inspirierte Gewissen Anstand und Fairness schaffen.

Peter Ruch war Pfarrer in drei Gemeinden.

Schwarze Schafe

Der zweite Sohn der Queen, Prinz Andrew, geht im Epstein-Skandal unter. Im britischen Königshaus gilt: Wer den Ruf der Windsors beschädigt, muss gehen. Churchill- und Napoleon-Biograf *Andrew Roberts* über Pannen und Peinlichkeiten im Buckingham Palace.



Selbstmitleid statt Bedauern: Prinz Andrew beim Interview mit BBC-Journalistin Maitlis.

Die englischen Royals sind grosse Überlebenskünstler. Dass Prinz Andrew, Herzog von York, der zweitälteste Sohn von Königin Elisabeth II., sich auf ihr Geheiss aus dem öffentlichen Leben zurückziehen muss, ist ein eindrucksvolles Beispiel. Wer die Spielregeln nicht beachtet, wird gnadenlos vom Platz gestellt. Ob Prinz Andrew tatsächlich mit einer Minderjährigen, der US-Amerikanerin Virginia Giuffre, Sex hatte, ist im Grunde unerheblich. Er hat das Ansehen der Firma Windsor beschädigt, also muss er gehen.

Dass er einwilligte, sich von Emily Maitlis interviewen zu lassen, einer erfahrenen, hochprofessionellen BBC-Journalistin, die deutlich mehr auf dem Kasten hat als er, ist schon

erstaunlich. Sie führte ein höfliches, aber knallhartes Interview, in dessen Verlauf sich der Prinz durch seine eigenen Ausführungen wiederholt selbst diskreditierte. Maitlis stellte ihm keine Fallen. Im Gegenteil, sie bot ihm wiederholt die Chance, sich mit Worten des Bedauerns an die Opfer seines pädophilen Freundes Jeffrey Epstein zu wenden. Nichts dergleichen. Andrew troff geradezu vor Selbstmitleid und bezeichnete sich unbeeirrt als «Opfer».

Offensichtlich hatte er sich auf das Gespräch nicht vorbereitet und das Interview nicht mit einem PR-Berater geprobt, wie das jeder Politiker oder Wirtschaftsboss an seiner Stelle getan hätte. Weil er sich für unschuldig hielt,

ging er wohl davon aus, dass sich seine Unschuld im Interview zwangsläufig erweisen würde. Doch das geschah nicht. Er verzettelte sich, und vor allem versäumte er es, sich eindeutig von Epstein zu distanzieren. Er bezeichnete sein Handeln als «ausgesprochen ehrenhaft», woraufhin eine ganze Nation empörter Fernsehzuschauer jegliche Sympathie für ihn verlor.

Schatten über Charles

Das galt auch für die Windsors. Sie waren offenbar nicht vorab von dem Interview in Kenntnis gesetzt worden, ausser vielleicht die Königin, der man es nachsehen würde, wenn sie im Alter von 93 Jahren gehofft hätte, sich

nicht mit den gegen ihren Lieblingssohn erhobenen Vorwürfen auseinandersetzen zu müssen. Prinz Charles, der sich in der letzten Woche mit Camilla zu einem offiziellen Besuch in Neuseeland aufhielt, einem wichtigen Commonwealth-Land, dessen Staatsoberhaupt er einmal sein wird, soll wütend gewesen sein, dass seine Reise vollkommen überschattet

Der Fortbestand der Monarchie ist das Hauptanliegen der Windsors.

wurde vom katastrophalen TV-Interview seines jüngeren Bruders.

Wenn das Königshaus sich verteidigen muss, handelt es rasch und entschlossen. Es war die Königin, die von Prinz Charles verlangte, sich von Prinzessin Diana scheiden zu lassen. Es war die Königin, die klarstellte, dass ihre Schwester, Prinzessin Margaret, die Liebesbeziehung zu Group Captain Peter Townsend beenden müsse, und sie war es, die 1992 mit ihrer Einwilligung, Steuern zu zahlen, mit einer uralten Tradition brach. Der Bestand der Monarchie ist das Hauptanliegen der Windsors, und niemand würde auch nur erwägen, einen mutmasslichen Pädophilen in den eigenen Reihen zu tolerieren, auch wenn er höchstwahrscheinlich unschuldig ist. (Zu den Männern, die von Virginia Giuffre des sexuellen Missbrauchs beschuldigt werden, zählen auch der US-amerikanische Staranwalt Alan Dershowitz und der verdienstvolle Ex-Senator George Mitchell.)

Natürlich hat sich die BBC (in der moderate Republikaner das Sagen haben und in deren Augen die Monarchie eine überholte Institution ist) auf den Skandal gestürzt, um vorzu-



Rasch und entschlossen: Königin Elisabeth II.

führen, dass die Monarchie grundsätzlich problematisch sei. In der prominenten Radiosendung «Any Questions?» wurde am 23. November darüber diskutiert, dass im Zusammenhang mit der Demütigung von Prinz Andrew das Ende der Monarchie gekommen sein könnte. Das ist natürlich absurd, denn im Gegensatz zu Jeremy Corbyn, dem Chef der Labour-Partei, sind die meisten Briten überzeugte Monarchisten. In Umfragen bezeichnen sich regelmässig deutlich mehr als 80 Prozent der Bevölkerung als Anhänger der Monarchie. Boris Johnson hat zu Recht erklärt, dass die Institution selbst – im Gegen-

satz zu Prinz Andrew persönlich – «über jeden Tadel erhaben» sei.

Um aber weiterhin diesen Rückhalt in der Bevölkerung zu haben, muss sich die Krone gelegentlich von schwarzen Schafen befreien. Prinz Andrew kann von Glück reden, dass es Vorfahren gibt, mit denen ähnlich umgegangen wurde, also Präzedenzfälle von unpopulären Royals, die bestraft wurden, wenn damit zu rechnen war, dass sie langfristig den Fortbestand der Monarchie gefährden.

Zeit heilt keine Wunden

Das letzte Beispiel ist natürlich der Herzog von Windsor, der im Dezember 1936 als König Edward VIII. abdanken und ins Exil gehen musste und, abgesehen von gelegentlichen Kurzbesuchen, nicht mehr nach Grossbritannien zurückkehren durfte. So gross war die Animosität, die ihm entgegenschlug, nachdem er seine zweimal geschiedene amerikanische Geliebte Wallis Simpson über seine Pflichten gegenüber Thron und Empire gestellt hatte, dass er bis zu seinem Tod 36 Jahre später als schwarzes Schaf der Familie behandelt wurde.

Ein älteres Beispiel ist Prinz Frederick, der Herzog von York, der jüngere Sohn von George III., der während der napoleonischen Kriege Oberbefehlshaber der britischen Truppen war. Als herauskam, dass seine geistreiche, flamboyante und verschwendungssüchtige ehemalige Geliebte Mary Anne Clarke im Jahr 1809 Offizierspatente verkauft hatte, musste er trotz seiner herausragenden Stellung und obwohl ihn das Unterhaus mit einer Mehrheit von 82 Stimmen vom Vorwurf der Korruption freigesprochen hatte, abdanken. Für den König standen Fredericks «Integrität und Pflichtbewusstsein» ausser Zweifel, aber im Interesse des Throns musste sein Sohn alle Ämter aufgeben.

Es wäre wirklich tragisch, sollte Prinz Andrew nicht die Gelegenheit haben, seine Unschuld zu beweisen. Ganz gleich, ob das FBI ihn befragen will oder nicht – er sollte umgehend nach New York fliegen und den Ermittlern alles erzählen, was er über Epsteins Verbrechen weiss (also vermutlich nicht sehr viel). Nur mit einem solchen Schritt könnte er sich noch retten und der Öffentlichkeit zeigen, dass er nichts zu verbergen hat. Andernfalls würden ihn die schlimmsten Verdächtigungen bis an sein Lebensende verfolgen, und das wäre für jeden Menschen eine wahrhaft düstere Aussicht.

Königliche Hoheit, buchen Sie Ihren Flug!

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

Andrew Roberts zählt zu den renommiertesten Historikern Grossbritanniens. Zu seinen von der Kritik hochgelobten Standardwerken gehören «Napoleon the Great» und «Churchill: Walking with Destiny».



Verlorene Sympathie: Andrew, Virginia Giuffre.



Kein Zurück: Wallis Simpson, Edward.

Journalismus unter Orbán

Ungarns Präsident Viktor Orbán hat ein Problem. Er hat keinen Einfluss auf die führenden Medien des Landes, die allesamt regierungskritisch sind. Diese Medienfreiheit hat soeben zu seiner schwersten Wahlniederlage geführt. *Ein Report aus Budapest von Kurt W. Zimmermann*

Die Story war so etwas wie der Wunschtraum jedes Boulevardjournalisten. Es war eine Sex-Story, die viel mehr als eine Sex-Story war. Im Oktober tauchte im Internet das Video einer Orgie auf. Es zeigte den hochrangigen ungarischen Politiker Zsolt Borkai beim Sex mit Prostituierten. Der verheiratete Politiker legte sich auf einer Jacht in Kroatien kräftig ins Zeug.

Was die Story noch besser machte: Zsolt Borkai war Mitglied der Regierungspartei Fidesz, die von Ministerpräsident Viktor Orbán angeführt wird. Borkai war zudem 1988 Olympiasieger im Kunstturnen und gehörte darum bei Fidesz zu den prominentesten Politikern. Und was die Story perfekt machte: Die Sexaffäre platzte genau eine Woche vor den Wahlen.

Das Boulevardblatt *Blikk*, die auflagenstärkste Tageszeitung Ungarns, sprang natürlich sofort auf die Story auf. In der Woche vor den Wahlen hob die Redaktion den sündigen Fidesz-Politiker Tag für Tag auf die Titelseite. Der grosse Coup gelang dem *Blikk*, als er dank eines Insidertipps die Jacht in Kroatien aufspürte. Die Bilder vom Deck des verruchten Geschehens waren ein Renner.

Dann ereignete sich in Budapest eine Sensation: Die Regierungspartei Fidesz verlor bei den Wahlen ihr Amt des Oberbürgermeisters. «Ungarns Opposition erringt einen grossen Erfolg gegen Orbán», titelte die NZZ.

Hat eine Sexaffäre die Wahlen in Ungarns Hauptstadt entschieden? Am besten fragt man dazu Norbert Gedei, den Chefredaktor des *Blikk*. «Wissen Sie», sagt Gedei, «in Ungarn ist alles politisch. Eine Sex-Affäre ist politisch, Strassenverkehr ist politisch, Fussball ist politisch. Ich glaube darum schon, dass die Story auf dem Boot die Wahlen mitentschieden hat.»

Polarisierte Gesellschaft

Der *Blikk*, das grösste Blatt des Landes, gehört zum gemeinsamen Unternehmen von Ringier und Axel Springer in Osteuropa und ist somit ein Schwesterblatt des *Blicks* aus der Schweiz und der *Bild* aus Deutschland. Die gedruckte Auflage liegt bei 80000 Exemplaren. Online lesen jeden Tag 700000 Nutzer den *Blikk*.

Politisch gehört der *Blikk* ins Nicht-Orbán-Lager. «Wir sind unabhängig, wir halten Distanz zu Fidesz», sagt Chefredaktor Gedei. In Ungarns Öffentlichkeit gilt seine Zeitung als regierungskritisch.



Kritische Distanz: Redaktionsleiterin Munk.

Damit ist der *Blikk* nicht allein. Niemand von den in Ungarn führenden Medien steht auf der Seite von Viktor Orbán und seiner Fidesz.

Bei dieser Aussage werden einige Leser nun stutzen, weil sie das doch ganz anders gehört haben. Die Mediensituation in Ungarn ist komplex, wie wir noch sehen werden. Aber es ist eine erstaunliche Tatsache, dass kein einziges der im Markt dominierenden Medienunternehmen eine regierungsnahen Position einnimmt. Das gilt für die Presse wie für TV und Internet.

Nicht nur Ungarns grösste Boulevardzeitung, *Blikk*, einer von vier Boulevardtiteln im Land, hat gegenüber Orbán eine distanzierte Haltung. Das gilt noch viel mehr für die grösste klassische Tageszeitung des Landes, die sozialistische *Népszava*. Sie schießt täglich aus allen Rohren gegen Orbán und seine Fidesz. Auch HVG, das grösste Nachrichtenmagazin des Landes, ist auf sehr Orbán-kritischem Kurs.

Der grösste TV-Sender Ungarns wiederum, mit einem Marktanteil von 23 Prozent, ist RTL. Die News-Show des Privatsenders ist nicht Orbán-freundlich, im Gegenteil. RTL ist alles andere als ein Regierungssender. Die Nummer zwei hingegen, der Kanal TV2, liegt knapp dahinter und ist meist auf Fidesz-Kurs.

«Orbán ist Sperma»

Überraschend ist auch die Rolle des staatlichen Fernsehens. Seine fünf Kanäle, die im Besitz der Regierung sind, kommen zusammen auf einen Marktanteil von nicht einmal 10 Prozent. Nirgendwo sonst in Europa hat ein öffentlicher Sender derart schlechte Einschaltquoten. Niemand in Ungarn schaut das staatliche Orbán-TV.

Ebenso schlecht wie bei Presse und TV sieht es für Orbán bei den wichtigsten Online-Portalen aus. Das Internet ist in Ungarn, wie überall in Osteuropa, der wichtigste News-Kanal. Nummer eins im Markt ist Index.hu, eine dezidiert regierungskritische Site. Dahinter folgt die ebenso linksliberale 24.hu und dann die Website des *Blikk*. Alle drei sind keine Freunde von Fidesz.

Nur in einem Mediensegment hat die Regierung den Marktleader auf ihrer Seite. Rádió 1, der grösste Radiosender des Landes, gehört einem politischen Verbündeten von Viktor Orbán. Nur, das spielt keine Rolle. Rádió 1 ist ein reiner Hitsender ohne politische Sendegefässe im Programm.

Fassen wir zusammen: Viktor Orbán und seine Fidesz haben keinen Einfluss auf die grösste Boulevardzeitung des Landes, keinen Einfluss auf die grösste Tageszeitung des Landes, keinen Einfluss auf das grösste News-Magazin des Landes, keinen Einfluss auf den

grössten TV-Sender des Landes und keinen Einfluss auf das grösste Online-Portal des Landes. Alle stehen in kritischer Distanz zu Orbáns Regime. Es braucht darum schon eine gehörige Portion journalistische Fantasie, um zu sagen, Orbán habe «alle kritischen Medien des Landes unter seine Kontrolle gebracht», wie es das Schweizer Fernsehen formulierte. Es braucht

«Wir können alles schreiben, was wir wollen – und das tun wir auch.»

eine gehörige Portion journalistische Fantasie, um zu sagen, Orbán kontrolliere die Medien «bis in die kleinste Verästelung», wie es der Spiegel formulierte.

Damit wären wir zurück beim *Blikk* und bei seinem Chefredaktor. Norbert Gedei, was können Sie schreiben und was nicht? «Wir können alles schreiben, was wir wollen – und das tun wir auch», sagt Gedei. – Und hat das Konsequenzen von Seiten der Politik? «Nein», sagt Gedei, «es gibt keinen direkten Druck der Regierung auf die Redaktion. Das Problem ist ein anderes. Viele Politiker von Fidesz reden nicht mit unseren Journalisten. Wir bekommen keine Antworten, wenn wir recherchieren. Und wenn sie mit uns reden, dann können wir von ihnen stets nur anonyme Zitate verwenden.»

Wie wichtig sind politische Themen für Ihr Blatt? «Wir machen täglich eine Seite über Politik», sagt Gedei, «und ich denke, das ist genug. Wir sind eine Boulevardzeitung. Am erfolgreichsten sind wir mit Storys über Prominente. Ungarn lieben das. Wenn wir auf Seite eins über die Scheidung einer Spitzensportlerin oder über den Autounfall eines Popsängers schreiben, dann gehen unsere Zahlen nach oben.»

Und wie gut verkauft sich Politik? «Politik ist eher selten der Aufmacher auf der Titelseite», sagt Gedei, «Ungarn ist eine polarisierte Gesellschaft. Wir bilden diese Realität ab, daher können wir nicht ein Teil dieser Polarisierung werden. Wir haben eher selten rein politische Themen als grosse Headlines, wenn schon, dann meist über Viktor Orbán.»

Welches war die härteste Schlagzeile, die Sie auf Seite eins je über Orbán druckten? «Orbán egy geci», sagt Gedei, «es war ein obszönes Zitat von einem Intimfeind Orbáns.» – Und was heisst das auf Deutsch? «Orbán ist Sperma.»

Die Sperma-Schlagzeile war von 2015. Sie hatte es in sich. «Orbán ist Sperma» wurde in



«Ungarn lieben das»: *Blikk*.

ganz Budapest als Graffiti an Häuserwände, Brücken und Fidesz-Parteigebäude gesprayt.

Doppelcheck bei *Index*

Norbert Gedei, der Chefredaktor der grössten Zeitung Ungarns, sagt also: «Wir können alles schreiben, was wir wollen – und das tun wir auch.» Für westliche Ohren, die bei Ungarn eher mit Vorurteilen belastet sind, entspricht das nicht ganz der Erwartungshaltung. Es ist darum sinnvoll, einen Doppelcheck durchzuführen.

Ideal dafür ist die Redaktion von *Index*. *Index.hu*, das grösste Internet-Portal Ungarns, wird getragen von einer unabhängigen Stiftung und ist mit 150 Mitarbeitern dotiert. Die politische Haltung würde man in der Schweiz als linksliberal beschreiben. Die *Index*-Redaktion kritisiert Orbán und seine Regierungspartei oft erbarmungslos. Die Chefin der News-Redaktion ist Veronika Munk.

Veronika Munk, was können Sie schreiben und was nicht? «Auch wenn die Politiker das nicht mögen, schreiben wir all das, was wir

Bindella
la vita è bella

Eleganz und samtige Reife.
Erfordern Hingabe und Geduld.
Im Rebberg wie im Weinkeller.
Der Villa Antinori Riserva zeugt davon.

Antinori

Jetzt bestellen!
bindella.ch

Angebot gültig bis 21.2020.
Netto = Preis ohne weitere Vergünstigungen



**VILLA ANTINORI
RISERVA 2015**
Chianti classico docg,
Riserva
Marchesi Antinori,
Toscana

749 | Mediterran gewürzte
Fleischgerichte, Risotto
Spaghetti Bolognese

🍷 | Sangiovese,
Cabernet Sauvignon

CHF
18.00
netto
statt 22.50, 75 cl

20%
günstiger

wollen, auch wenn wir Orbán und Fidesz kritisieren», sagt Veronika Munk.

Und wie reagiert Fidesz auf aggressive Artikel? «Manchmal nennen sie uns ein Fake-News-Portal», sagt Munk, «und wir bekommen keine Anzeigen von den Werbeagenturen der Regierung, im Gegensatz zu den Verlagen, die loyal zu Fidesz sind.»

Inserateboykott als Strafmassnahme

Ist der Journalismus von *Index* bedroht? «Eine schwierige Frage», sagt Munk, «die letzten paar Jahre waren angespannt. Es gab Gerüchte, dass *Index* aus politischen Gründen geschlossen werden könnte. Wir stehen immer noch, aber ich persönlich wäre nicht überrascht, wenn uns irgendetwas Seltsames widerfahren würde. Vor zwei Jahren machte unser Chefredaktor gegenüber unseren Lesern ein Versprechen: «Wir sagen euch, wenn jemand politischen Druck auf uns macht, wir sagen euch, wenn wir etwas nicht schreiben sollen.» Das hilft uns.»

Und mussten Sie Ihr Versprechen schon einmal einlösen? «Wir haben im Internet einen sogenannten Unabhängigkeits-Meter installiert», sagt Munk, «links steht «Unabhängigkeit», in der Mitte steht «gefährdete Unabhängigkeit», rechts steht «Gefangenschaft». Ein Pfeil zeigt an, wie unsere journalistische Situation ist.» – Und wohin zeigt der Pfeil? «Nach links. Wir sind frei.»

Interessant an der Einschätzung der News-Chefin von *Index* ist ihre Aussage, dass die ungarische Regierung kritische Publikationen dadurch unter Druck setzt, dass sie ihnen keine Inserate von Staatsunternehmen zukommen lässt. Inserateboykott als obrigkeitliche Strafmassnahme.

Am besten bespricht man diese Frage mit Tibor Kovács. Er ist der CEO von Ringier Axel Springer in Ungarn und damit auch der Verlagsschef von *Blikk*. Sein Unternehmen publiziert daneben zwanzig weitere Zeitschriften, von Auto- bis Frauenmagazinen. Kovács kann also intern gut vergleichen, ob sich der *Blikk* mit seinem unabhängigen publizistischen Kurs finanzielle Nachteile einhandelt.

Tibor Kovács, haben regierungskritische Medien in Ungarn ein Problem? «Ja, sie haben ein Problem», sagt Kovács, «es ist nicht ein journalistisches, aber ein ökonomisches Problem. Der ungarische Werbemarkt liegt unter dem europäischen Durchschnitt, und die grössten Player des Werbemarktes sind die staatlichen Unternehmen. Regierungskriti-

sche Medien bekommen nur wenig oder keinen Teil davon.»

Fidesz versucht also, den *Blikk* und andere unabhängige Medien finanziell in die Enge zu treiben? «Wir wundern uns schon, wie stark regierungsnahen Medien staatlich unterstützt und unabhängige Medien bei Werbegeldern geschnitten werden», sagt Kovács. «Der *Blikk* ist für eine ungarische Zeitung heute dennoch in einer guten finanziellen Situation. Aber wir haben eine neue Wettbewerbssituation. Wir treten nicht mehr gegen einzelne Konkurrenten an wie früher, wir treten nun gegen einen regierungsnahen Medienkoloss an – gegen Kesma.»



Starke Medien: *Blikk*-Chefredaktor Gedei (l.), CEO Kovács.

Kesma ist die ungarische Abkürzung für «Zentraleuropäische Presse- und Medienstiftung». Neunundvierzig Medienunternehmen mit rund vierhundert Zeitungen, Zeitschriften, TV-Kanälen und Online-Sites haben sich vor einem Jahr finanziell zusammengeschlossen. Ziel der Organisation, so sagen ihre Statuten, ist die Förderung der Medienvielfalt Ungarns, vor allem im ländlichen Raum. Zu Kesma gehören nur wenige grosse Zeitungen wie etwa das Boulevardblatt *Bors*

und die Sportzeitung *Nemzeti Sport*. Dafür sind die Lokalblätter aus Ungarns Provinzen fast lückenlos vertreten.

In Wirklichkeit ist Kesma ein Vehikel der Regierungspartei. Fidesz kann über die lokalen Blätter, oft Wochenzeitungen, die ländliche Bevölkerung mit ihren Botschaften fast nahtlos erreichen. Als Gegenleistung bekommt die Kesma-Stiftung rund 120 Millionen Franken im Jahr an staatlichen Werbegeldern. Das ist etwa ein Drittel ihrer gesamten Einnahmen.

Zu spät reagiert

Fidesz ist die Partei der ländlichen Bevölkerung. Das zeigte sich deutlich auch bei den Regionalwahlen im Oktober. Die Regierungspartei verlor nicht nur in Budapest, sondern in einer ganzen Reihe weiterer Städte. Ein Drittel der grösseren Agglomerationen Ungarns wird inzwischen von der Opposition regiert.

Um zu zeigen, wie Orbáns Medienverbund funktioniert, kommen wir am besten auf die Sex-Affäre des Fidesz-Politikers Zsolt Borkai auf der kroatischen Jacht zurück.

Die zwei traditionellen Tageszeitungen *Magyar Nemzet* und *Magyar Hírlap*, die beide auf regierungsnaher Linie sind, berichteten anfangs mit keiner Zeile über den Skandal. Beide Blätter gehören zum Kesma-Verbund. Die Affäre, die im Land längst das grosse Tagesgespräch war, fand in ihren Spalten tagelang nicht statt.

Als der *Blikk* und die anderen regierungskritischen Zeitungen, TV-Stationen und Internet-Portale die Sex-Affäre immer weiter hochkochten und damit zum grossen Wahlkampfthema machten, reagierte die Orbán-Presse schliesslich doch noch mit ein paar dünnen Artikeln. Sie versuchte, sich vom blamierten Politiker zu distanzieren.

Es war zu spät. Die Wahl in Budapest ging für Fidesz verloren. Es war nicht nur ein Erfolg für die Opposition, sondern auch ein Beleg dafür, wie stark die regierungskritischen Medien in Ungarn sind. Es war ein Erfolg für Ungarns unabhängige Journalisten.

Auch im Redaktionsalltag der *Blikk*-Journalisten sorgte die Wahl nun für eine neue Situation. Während des Wahlkampfes in Budapest war der bisherige Oberbürgermeister der Hauptstadt für die Redaktion nicht zu sprechen. Der Amtsinhaber von Fidesz redete nicht mit dem Blatt.

Schon wenige Tage nach der Wahl gab sein oppositioneller Nachfolger dem *Blikk* das erste grosse Interview. ○

Klatsche für Xi Jinping

Von Hansrudolf Kamer — Hongkongs Wähler haben der Pekinger Führung eine harte Niederlage zugefügt und der Protestbewegung Unterstützung signalisiert. Der Gesichtsverlust Xi Jinpings ist gross.



Es war ein eindrückliches Manifest des politischen Willens: Noch ist die Freiheit nicht verloren. Die prodemokratischen Kandidaten errangen bei sehr hoher Stimmbeteiligung einen überwältigenden Sieg und kontrollieren künftig 17 der 18 Distrikträte. Sie nehmen mehr als 80 Prozent der Sitze ein – bisher hatten sie nur einen Drittel der Mandate.

Machtmässig bedeutet das nicht viel. Die neugewählten Körperschaften regieren im Lokalen. Doch die Wahlen waren die erste Chance für die Hongkonger Bevölkerung, ihre Meinung über die Proteste zu äussern, die seit bald sechs Monaten die ehemalige Kronkolonie erschüttern.

Einen solchen politischen Weckruf hat es dort noch nie gegeben. Das Ergebnis ist eindeutig. Wie stark auch immer der Ärger über die Störungen im Alltagsleben und einzelne Gewaltübergriffe ist, der Widerstand gegen die politische Bevormundung durch Peking ist grösser. Es ist eine klare Antwort auf die jüngsten Versuche, die Autonomieordnung schrittweise zu untergraben.

Peking und seine Vasallen hatten argumentiert, es gebe eine verbreitete Unzufriedenheit über Chaos und Gewaltexzesse. Eine «schweigende Mehrheit» Hongkongs lehne diese ab. Diese «Mehrheit» entpuppte sich als ungefähr 40 Prozent der Stimmen – eine messbare, aber deutliche Minderheit.

Und am Wahltag herrschte kein Chaos, sondern exemplarische Ruhe, während fast drei Millionen Hongkonger ihre Stimme abgaben. Das ist das Verhalten einer Gesellschaft, die unter schwerer Bedrohung durch einen wachsenden technokratischen Totalitarismus um ihre Freiheit kämpft.

Beim Hand-over der Briten von Hongkong an China 1997 lautete die Formel: «Ein Land, zwei Systeme». Peking willigte ein, während fünfzig Jahren die Freiheit der Rede, der Presse, der Versammlung und der religiösen Überzeugungen zu garantieren und die Eigentumsrechte zu schützen.

Doch 2017 erklärte das chinesische Aussenministerium, die gemeinsame Deklaration habe keine praktische Bedeutung mehr und sei für die chinesische Zentralregierung nicht bindend. Die Proteste begannen diesen Sommer,

als die Hongkonger Regierung versuchte, ein Gesetz über Auslieferungen nach Festlandchina durchzudrücken. Carrie Lam, die Regierungschefin, nahm die Vorlage später zurück, doch der Schaden war angerichtet.

Nach gemeinsamen Zielen streben

In den Wochen vor den Wahlen sind die Zusammenstösse zwischen Demonstranten und der Polizei härter geworden. Das Parteiorgan *Renmin Ribao* wiederholte die Forderungen des obersten Führers Xi Jinping nach einem harten Durchgreifen. Es könne bei einer Frage der nationalen Souveränität und der Zukunft Hongkongs keine Kompromisse geben. Die harsche Rhetorik und die martialischen Drohgebärden waren kontraproduktiv. Die Einschüchterung misslang.

Die Aussenwelt reagierte Gewehr bei Fuss. Vor der Uno-Generalversammlung erklärte Präsident Trump, die Welt erwarte, dass Chinas Regierung die Versprechungen des Abkommens mit den Briten, das bei den Vereinigten Nationen registriert worden sei, einhalte und die garantierten Freiheiten respektiere. Das sei für die Zukunft richtungweisend.

Japan erinnerte daran, dass zahllose japanische Unternehmen in Hongkong und in China tätig seien und sich auf die Formel «Ein Land, zwei Systeme» verlassen. Die Krise habe das

Potenzial, die geopolitische Balance der Region zu verändern.

Realpolitik lässt sich indes nicht ausblenden. Es laufen die Handelsgespräche mit China, und es bestehen Hoffnungen auf einen Deal vor Jahresende. Mit entwaffnender Offenheit erklärte Trump dazu, die Hongkonger Proteste komplizierten die Verhandlungen.

Der amerikanische Kongress mischte sich ein und verabschiedete in seltener Einmütigkeit eine Gesetzesvorlage zur Unterstützung der Demonstranten. Sie zwingt Trump dazu, jedes Jahr zu zertifizieren, dass Hongkong genügend unabhängig sei, um den normalen Freihandelsstatus (MFN) beizubehalten. Ausserdem würden Funktionäre sanktioniert, die Menschenrechtsverletzungen verübten.

Trump könnte gegen das Gesetz sein Veto einlegen. Das würde wenig nützen, denn der Kongress würde den Präsidenten problemlos mit einer Zweidrittelmehrheit überstimmen. Innenpolitisch und diplomatisch hätte Trump dennoch seine Position markiert.

Xi Jinping traf derweil in Peking einen «alten Freund des chinesischen Volkes», nämlich den früheren Aussenminister Henry Kissinger, mittlerweile 96 Jahre alt, am Stock gehend, doch immer noch das Weltgeschehen scharf beobachtend. Xi sagte – und Kissinger stimmte zu –, China und die USA sollten die Kommunikation über strategische Fragen verstärken und nach gemeinsamen Zielen streben.

Das könnte nichts schaden. Aber die Zeit vergeht, und die Interessen divergieren immer mehr. Xi und seine Politik sind geschwächt. Sollte es in Hongkong nach dem Wahldebakel für Peking zu einem neuen Tiananmen kommen, wären die Folgen schwer kalkulierbar.



«Alter Freund des chinesischen Volkes»: Kissinger (l.), Xi Jinping.



Kunstdiebe sind nur im Film Gentleman: Sammlung im Grünen Gewölbe, Dresden.



Milliardenschatz

Von Alex Baur

Da waren keine Anfänger am Werk. Um 4.58 Uhr erfasst die Überwachungskamera im Grünen Gewölbe zu Dresden die Axthiebe auf die Juwelenvitrine. Als die Polizei fünf Minuten später auftaucht, sind die Diebe weg. Vor dem Einbruch haben sie einen Stromverteiler und damit die Strassenbeleuchtung in der Innenstadt ausgeschaltet, das Fluchtfahrzeug findet die Polizei wenig später brennend in einer Tiefgarage. Der Wert der Beute – Schmuckstücke mit rund hundert Diamanten, Brillanten und Perlen – dürfte sich auf eine Milliarde Euro belaufen.

Es war der wohl grösste Kunstraub aller Zeiten in der grössten Schatzkammer der Welt. «August der Starke», wie er wegen seiner Leibeskraft genannt wurde, Kurfürst von Sachsen und König von Polen, der ewige Rivale des französischen Sonnenkönigs Louis XIV, hatte die Preziosen im beginnenden 18. Jahrhundert angehäuft. Seine Residenzen in Dresden und Warschau kamen wohl nicht ganz an Versailles heran, doch die Sammlung im Grünen Gewölbe übertraf alles, was die Epoche zu bieten hatte. August machte sie noch zu Lebzeiten der Öffentlichkeit zugänglich.

Auf dem Kunstmarkt wertlose Schätze

Der Milliardenschatz überdauerte viele Herrscher. Die Nazis brachten ihn in Sicherheit, bevor alliierte Bomber Dresden kurz vor Kriegsende 1945 dem Erdboden gleichmachten, danach verschwand er bis 1958 in der Sowjetunion. Die Russen gaben den Deutschen die Kriegsbeute wieder zurück, da sie unbezahlbar im wahrsten Sinn war: Auf dem Kunstmarkt hatten die geraubten Unikate keinen Wert. Seit 2004 glänzt der Schatz wieder im Grünen Gewölbe des Residenzschlosses von Dresden.

Wenn die bei Redaktionsschluss immer noch unbekanntenen Diebe die erbeuteten Edelsteine verkaufen wollen, müssten sie diese neu schleifen lassen. Denn der Schliff verrät die Herkunft. Sie würden damit ein einzigartiges Kulturgut zerstören. Damit ist leider zu rechnen. Kunstdiebe sind nur im Film *Gentlemen*. Der Coup – wir erinnern uns an Edvard Munchs «Der Schrei» oder an die 100-Kilogramm-Goldmünze «Big Maple Leaf» – endet oft mit der Zerstörung des Werks. Aber nicht immer. Die «Mona Lisa» tauchte 1913 nach einer Reise durch Italien unversehrt wieder auf, Rembrandts «Jacob de Gheyn III» wurde gar vier Mal aus einer Londoner Galerie geklaut und wieder zurückgeschafft.

Zauber der Fabel

Sie sind etwas aus der Mode gekommen, die kurzen Erzählungen mit belehrender Absicht, in der Tiere menschliche Eigenschaften haben. Zu Unrecht. Wer wissen will, wie die Menschen wirklich sind, sollte Fabeln lesen. *Von Kurt Steinmann*

Von allen kleinen Gattungen der Poesie hat mir die Fabel seit je am besten gefallen. Und unter den Fabeldichtern ist mir der am Fuss des Olymps geborene, als Sklave nach Rom gekommene Phaedrus der liebste. Vielleicht hat er die Aufmerksamkeit des Kaisers Augustus auf sich gezogen, als dessen Freigelassener er in der Überschrift der Fabelsammlung bezeichnet wird. Natürlich ist er wie alle späteren Fabeldichter von Aesop, «der Verkörperung des griechischen Volksgeistes», dem «Erfinder der Fabel», in Stoff und Motiven abhängig, aber in vielen Fällen bedeuten die Änderungen, die der lateinisch schreibende Dichter gegenüber dem griechischen Vorbild vorgenommen hat, Verbesserungen, vor allem eine vertiefte und verfeinerte Motivierung.

Natürlich war Aesop nicht der Erste, der Fabeln geschrieben hat. Die älteste griechische und damit europäische Fabel stammt von Hesiod, um 700 v. Chr. Es ist keine optimistische Geschichte, die da erzählt wird, irgendwie sind in ihr alle künftigen Rechtsverletzungen auf diesem durch die Furie der Kriege seit Jahrtausenden gemarterten Kontinent angekündigt:

*Nun will ich vernünftigen Gebietern
eine Fabel erzählen:
So zur Nachtigall, der bunthalsigen,
sprach einst der Habicht,
wie er sie hoch in den Wolken dahintrug
im Griff seiner Krallen,
sie aber, rings durchbohrt von gekrümmten Fängen
jämmerlich klagte; da nun sprach zu ihr
der Habicht in herrischer Rede:
<Was denn, Verblendete, schreist du denn so?
Ein viel Stärkerer hält dich gefangen.
Gehen musst du, wohin ich dich bringe,
und bist du auch eine Sängerin.
Fressen werde ich dich, wenn ich will,
oder in die Freiheit entlassen.
Von Sinnen ist, wer sich mit Stärkeren messen will.
Sieg ist ihm verwehrt, und zur Schande
leidet er Schmerzen.>
So sprach der eilig fliegende Habicht,
der flügelspreizende Vogel.
(«Werke und Tage», Verse 202 ff.)*

Die Verhältnisse sind klar: Die Nachtigall ist schön und kunstbegabt; welche Chance aber haben Ästhetik und Kunst gegenüber brutaler Macht, die sich noch zynisch brüstet, Herrin über Leben und Tod zu sein? Natürlich keine. Mir kommen die zahllosen Menschen in den

Sinn, die mit Geist und Talenten ausgestattet den hirnlosen, bösen Kriegsschergen der Nazis zum Quälen ausgeliefert waren. Der Habicht lässt die Klagende – das einzige Linderungsmittel für die Elenden dieser Welt sind die Tränen – gar nicht zu Wort kommen. Ein Despot diskutiert nicht.

Von der Macht des Stärkeren handelt auch die berühmte Fabel vom Wolf und vom Lamm, Nummer eins bei Phaedrus:

*Zum selben Bach waren Wolf
und Lamm gekommen,
vom Durst getrieben; oben stand der Wolf
und viel weiter unten das Lamm.
Darauf brachte der Räuber,
von unersättlicher Fressgier angetrieben,
einen Streitgrund vor.
<Warum>, sagte er, <hast du mir beim Trinken
das Wasser getrübt?> Der Wollträger sagte
dagegen voll Furcht:*



In der Jugend streben wir alle nach der Wolfsexistenz.

«Wie kann ich, bitte, machen,
 worüber du dich beklagst, Wolf?
 Das Wasser fließt doch von dir
 zu meiner Trankstelle.»
 Durch die Kraft der Wahrheit zurückgewiesen,
 sagte der Wolf:
 «Genau vor sechs Monaten
 hast du mich geschmäht.»
 Das Lamm antwortete: «Da war ich
 ja gar noch nicht geboren.»
 «Bei Gott», sagte der Wolf, «so hat halt
 dein Vater mich geschmäht.»
 Und so packt er es und zerreisst es in ungerechtem Mord.
 Diese Fabel ist um jener Menschen willen
 geschrieben, die mit erfundenen Gründen
 Unschuldige unterdrücken.

Wer andere vernichten will, (er)findet dafür immer einen Grund, mag dieser noch so sehr den



Gesetzen der Physik und der Logik trotzen. Gegengründe und Höflichkeit fruchten nichts. Brutale Macht findet ihre Grenze nur im ebenbürtigen Gegner. Schon Thukydides wusste: «Es ist auch sonst die Natur des Menschen, dass er das, was ihm dient (fast: vor ihm kriecht), verachtet, aber was nicht nachgibt, anstaunt.»

Was bezweckte Phaedrus mit seinen Fabeln? Ausdrücklich hält er fest, dass er nicht den Einzelnen angreifen will:

*Ich habe nicht im Sinn,
 den Einzelnen zu brandmarken,
 ich will das Leben an sich zeigen
 und das Benehmen der Menschen.*

Ziel seiner Dichtung sei, so sagt er, die Menschen «zum Lachen zu bringen» und «mit klugem Rat das Leben zu ermahnen». Also das klassische horazische *prodesse* (nützen) und *delectare* (erfreuen), oder, modern ausgedrückt, Information und Entertainment, während die heutige Tendenz eindeutig in Richtung Infotainment geht, in Belehrung in unterhaltsamer Form. Siehe medizinische Sendungen am TV.

Der frühere Bundeskanzler Helmut Kohl wurde zuerst unterschätzt, dann, als die Wiedervereinigung glückte, überschätzt, und zuletzt, nach seinem Abgang, von seinen politischen Gegnern im Zusammenhang mit der Spendenaffäre wie der letzte Dreck behandelt. Manch ein Bonsai-Politiker aus der Provinz konnte da an dem Löwen von einst sein Mütchen kühlen und seine dreckigen Schlarpen an ihm abstreifen. Auch für diese typische Verhaltensweise bietet Phaedrus ein «fabelhaftes» Beispiel:

Der alte Löwe, der Eber, der Stier und der Esel

*Jeder, der seine frühere Würde verloren hat,
 der wird im Unglück sogar zum Gespött der Feigen.
 Als ein Löwe, geschwächt durch die Jahre
 und verlassen von seinen Kräften,
 in seinen letzten Zügen lag,
 kam ein Eber mit blitzenden Hauern zu ihm
 und rächte durch einen Stoss eine alte Beleidigung.
 Bald darauf durchbohrte ein Stier
 mit kampfbereiten Hörnern
 den Körper seines Feindes.
 Als der Esel sah, dass das wilde Tier
 ungestraft verletzt wurde, schlug er ihm
 mit den Hufen die Stirne ein.
 Doch im Verscheiden sagte der Löwe:
 «Nur mit Ingrimm habe ich es ertragen,
 dass tapfere Tiere mich beleidigen;
 weil ich aber gezwungen werde, dich,
 du Schande der Natur, zu ertragen,
 glaube ich gewiss, zweimal sterben zu müssen.»*

Haben Sie auch schon die Ohnmacht gespürt, dass Ihnen trotz aller Anstrengung und besseren Leistungen ein anderer vorgezogen wurde? So augenscheinlich Ihre Überlegenheit

auch war, die urteilende Instanz setzte Sie immer an die zweite Stelle. So erging es dem Bauern in der im Folgenden bloss nacherzählten, nicht wörtlich übersetzten Phaedrus-Fabel «Der Bauer und der Spassmacher»:

*Ein reicher Protz lud, um den Festspielen
 seiner Stadt einen Hauch von Glanz
 und Weltläufigkeit zu verleihen,
 Künstler ein, die ihr neuestes Repertoire
 vortragen sollten. Die liessen sich
 nicht zweimal bitten, denn fette Preise
 waren ausgesetzt.
 Unter ihnen rühmte sich ein Possenreisser,
 dessen geistreicher Humor
 in weiten Kreisen bekannt war,
 er könne mit einem Schauspiel aufwarten,
 das man noch nie auf einer hiesigen Bühne
 gesehen habe. Die Bürger waren
 von der Ankündigung sofort eingenommen
 und strömten zuhauf ins Theater.*

Keine Kulisse, keine Mitspieler bieten sich ihren Augen dar. Die Spannung steigt, es wird ganz still im gefüllten Rund. Da steckt der Solokünstler den Kopf in sein weites Gewand und ahmt so echt des Schweines Grunzen nach, dass alle behaupten, in dem Mantel stecke ein Borstentier, und ihm sofort befehlen, es auszuschütten. Es findet sich nichts; mit prächtigen Pokalen wird der Mann jetzt überhäuft, und rauschender Beifall geleitet ihn hinaus.

Dies sieht ein Bauer. «Bei Gott», sagt er, «mich wird er nicht besiegen!», und erklärt sich bereit, es am nächsten Tag noch besser zu machen. Jetzt kommen noch mehr Leute. Das Paar erscheint, der Possenreisser grunzt zuerst, und wieder erntet er einen Riesenapplaus. Darauf tut der Bauer so, als ob er in den Kleidern ein Schwein verstecke (er hat wirklich eins, doch bleibt's verborgen). Er zwickt nun das Tier, das er verbirgt, am Ohr, und schmerzgepeiniget lässt dieses der Stimme der Natur ihren freien Lauf. Das Volk jedoch schreit, der Possenreisser habe die Stimme viel naturgetreuer nachgeahmt, und jagt mit wilden Pfiffen den Bauern von der Bühne. Dieser nimmt das Schwein aus dem Gewand, zeigt das Pfand der Wahrheit vor, und so die schmähliche Parteilichkeit der Masse entlarvend, spricht er: «Seht, dieses Tier beweist, was ihr für Richter seid!»

Besser kann die Parteilichkeit der Masse nicht demonstriert werden. Das hat auch Henrik Ibsen so gesehen. Er übernahm die Fabel in den 5. Akt seines «Peer Gynt». Bei ihm spielt der Teufel die Rolle des Bauern. Auch des Satans Rolle wird kritisiert, und am Schluss heisst es: «Seht, so ging's dem Teufel, denn er war dumm und rechnete nicht mit dem Publikum.» Neben dieser offensichtlichen Demaskierung der Voreingenommenheit der Masse gäbe es noch eine zweite, vom Dichter wohl kaum beabsichtigte Deutung: Es könnte ja sein, dass die Imitation des Possenreissers echter klingt als der Natur-



«Von Sinnen ist, wer sich mit Stärkeren messen will.»

laut des Schweinchens. Kunst übertrifft die Natur, Zuchtperlen sind perfekter als Naturperlen, Virtualität überbietet Realität.

Vom Preis der Sicherheit

Und noch ein letztes Beispiel für die unsterbliche Wahrheit der Fabel. In den Fabeln des Phaedrus begegnet uns ein ewig gültiges Wissen über das Wesen des Menschen und seine Verhältnisse. Wer Fabeln liest, lernt zu durchschauen, wie die Mechanismen der Welt ablaufen, welche Triebe die Menschen lenken und wohin fehlgeleitetes Verhalten führt. Die Unterscheidung in alte und moderne Literatur ist ein Blödsinn. Es gibt nur gute und schlechte Literatur, gültige Literatur und Eintagsfliegenprodukte.

Die Fabel wird teilweise referiert, teilweise übersetzt:

Der Wolf zum Hund

Ein furchtbar magerer Wolf begegnet einem gutgemästeten Hund.

Der Wolf erkundigt sich nach dem Grund des prächtigen Aussehens des Hundes.

Er sei viel stärker, sagt der Wolf, komme aber um vor Hunger und müsse in den Wäldern ein elendes Leben führen.

Der Hund stellt ihm dasselbe Wohlergehen in Aussicht, wenn er seinem Herrn den gleichen Dienst wie er leisten könne.

Er brauche bloss die Türschwelle zu bewachen und nachts das Haus vor Dieben zu schützen.

Der Wolf ist einverstanden, sie machen sich auf zum Gehöft.

Während des Heimwegs erblickt der Wolf den von der Kette wundgescheuerten Hals des Hundes.

«Woher kommt das, Freund?», fragte der Wolf.

«Es ist nichts.» «Sag's bitte trotzdem!»

«Weil ich scharf scheine, binden sie mich tagsüber an, damit ich bei Tageslicht ruhe und wache, wenn die Nacht gekommen ist:

In der Abenddämmerung werde ich losgebunden und streife umher, wo es mir gefällt.

Man wirft mir freiwillig Brot zu; von seinem Tisch gibt mir der Herr Knochen; Brocken wirft mir das Gesinde zu und das Fleisch, das jeder verschmäht.

So füllt sich mein Bauch ohne jede Anstrengung.»

«Nun, wenn du Lust hast, irgendwohin wegzugehen, hast du dann dazu die Freiheit?»

«Nicht so ganz», antwortet er. «So geniesse, was du lobst, Hund:

Nicht König möchte ich sein auf Kosten meiner Freiheit.»

Der Hund führt ein sicheres, geborgenes, gleichförmiges Leben ohne Sorgen. In seiner eng begrenzten Aufgabe bei stark eingeschränkter Freiheit zieht er seinen Lebenskreis. Die Spuren der Unfreiheit sind deutlich sichtbar. Der Wolf hingegen ist einem entbehrungsreichen und abenteuerlichen Leben ausgesetzt, genießt dafür die Freiheit, sein Leben selbst zu bestimmen. Er ist der Vagant, der Bohemien, der Autonome, der Hund der Bourgeois, der Beamte, der saturierte Sesshafte, der Fremdbestimmte. In der Jugend streben wir alle nach der Wolfsexistenz, meist kommt aber dabei das Hundedasein heraus. Glücklicherweise, wer die Sehnsucht nach dem Leben des Wolfes noch immer in sich spürt. Allerdings: Freiheit hat ihren Preis. Das Leben des Bourgeois aber auch. Wer zahlt den höheren Preis?

Alle Übersetzungen von Kurt Steinmann

Jazz

Lady's Choice

Von Peter Rüedi

Die Frauen haben aufgeholt in der einstmalig fast exklusiven Männerdomäne Jazz. Eine Minderheit sind sie noch immer. Erst recht, wenn wir an das Fach Komposition/Arrangement/Orchesterleitung denken. Vor ihren grossen Orchestern waren die wenigen Vertreterinnen auf diesem Feld (Carla Bley, Maria Schneider) lange exotische Attraktionen, Dompteusen ihrer hinter den Notenpulten versammelten männlichen Truppen. Wenn also in der Schweiz eine junge Frau als Leiterin eines eigenen Orchesters auftaucht, dessen *band book* ausschliesslich Kompositionen aus ihrer Feder enthält, ist das schon sehr besonders. Zumal, wenn es ihr gelingt, die Band über längere Zeit zumindest in den Eckpunkten zusammenzuhalten und nach einem vielbeachteten Erstling («Windmond», 2016) eine zweite CD vorzulegen.

Sarah Chaksad, Tochter einer Schweizer Mutter und eines gebürtigen Iraners, geboren 1983 in Luzern, hat eine eigenständige, subtile musikalische Handschrift gefunden, eine Art kompositorisches Destillat der versammelten Klangfarben ihres Kollegiums, nicht anders als die beiden grossen Schweizer Figuren des grossorchestralen Jazz, George Gruntz und Mathias Rüegg. Wie die hält sie eine faszinierende Balance zwischen auskomponierten Passagen und improvisatorischen Freiräumen. «Tabriz», das Titelstück, ist eine Hommage an ihren Vater, unter anderem eine Auseinandersetzung mit Elementen persischer Volksmusik, «Thankful» ein abschliessender Choral, den sie ihrer Mutter widmet; «Dreamcatcher», das verspielt-komplexe Eröffnungstück, war ein Auftragswerk des Festivals Generations 2018 in Frauenfeld, von ihrem Idol Maria Schneider uraufgeführt. Die Namen ihrer Solisten muss man sich merken: den des Tenoristen Fabian Willmann oder den der Trompeterin Hildegunn Øiseth zum Beispiel, den des Posaunisten Lukas Wyss oder den des Pianisten Thomas Lüscher. Den Solisten auf «Tabriz» kennen wir. Es ist der grosse Gitarrist Wolfgang Muthspiel, wie sein Kollege Guillermo Klein Lehrer an der Hochschule für Musik Basel und zur Unterstützung des Projekts der ehemaligen Studentin gern bereit, der eine als Solist, der andere als Dirigent.



Sarah Chaksad Orchestra:
Tabriz.
Neuklang NCD 4211

Bekehrt euch!

Pop und Religion: Die britische Band Coldplay zeigt, wie zusammenfinden kann, was nicht zusammengehört.

Von Anton Beck



Religion als Merchandising: Coldplay-Bandleader Martin.

Das Chris Martin, Frontmann und Sänger von Coldplay, einer der seit gut zwanzig Jahren bekanntesten Popbands der Welt, einen Hang zur Spiritualität hat, wissen seine Fans schon lange. Das noch immer enge Verhältnis zu seiner Ex-Frau Gwyneth Paltrow, die mit ihrem Unternehmen Goop einen gesunden, naturnahen Lifestyle bewirbt, hat diese Tendenz alles andere als abgeschwächt, und mindestens seit letzter Woche steht endgültig fest: Chris Martin glaubt – woran genau, ist Nebensache.

Coldplays soeben erschienenes jüngstes Album, «Everyday Life», klingt, als hätte ein Gospelchor versucht, ein Werbevideo für Saudi-Arabien-Ferien zu produzieren. Das Ergebnis ist eine Mischung aus artistischen und radiotauglichen Songs. Untermalt wird das Ganze mit Sätzen wie «I worship in your church, all the seven days, I praise and praise» oder «Oh Lord, come shine your light on me». Als «Evangelium nach Martin» betitelte die *Zeit* die Besprechung von «Everyday Life», der britische *Guardian* meinte, der Hörer könne gar nicht mehr zählen, wie viele Referenzen auf Gott, Kirchen und Gebete es gebe.

Was Martin und seine drei Kameraden da abliefern, ist kein Einzelfall, vielmehr zeichnet sich eine neue religiöse Tendenz im Pop ab, die sich auch auf andere Kunstrichtungen über-

trägt. Ob Jojo Moyes, Paulo Coelho oder Maja Lunde – die leichtverdaulichen Romane all dieser popartigen Bestsellerautoren durchzieht ein mystischer Unterton. Die amerikanische Sängerin Banks, die mit ihrem Debütalbum gleich in die Billboard-Charts einstieg, machte ihre religiösen Referenzen gar so explizit, dass sie ihre ersten beiden Alben «God-dess» und «The Altar» nannte.

Wie das Göttliche dabei genau aussieht, spielt keine Rolle: Weltreligionen, Naturreligionen und esoterische Strömungen werden

Der Pop nimmt der Religion das Ernste und die Religion belädt den Pop mit tiefgreifenden Themen.

in einen Topf geworfen und zu einem bunten Potpourri zusammengerührt, in dem jeder etwas für sich findet. Anstatt dadurch aber eine religiöse und kulturelle Endstimmung heraufzubeschwören, gehen Pop und Religion vielmehr eine beidseitig fruchtbare Symbiose ein. Der Pop nimmt der Religion das Ernste und Biedere, erinnert daran, dass dem Glauben neben Hass und Ausgrenzung auch Hoffnung und Trost innewohnen. Im Gegenzug belädt die Religion die oft so oberflächlich daher kommende Popkultur mit tiefgreifenden

Thematiken und hebt sie ins intellektuelle Jenseits. Das kommt nicht nur beim Feuilleton gut an, sondern auch bei den Fans.

Während Popstars wie Selena Gomez ihre Kettenanhänger in Kreuzform noch nur für sich tragen, wissen wahre Meister wie Coldplay das Religiöse als Merchandising zu vermarkten, etwa in Form von mit «Lebensblumen», also Ornamenten mit angeblich spirituell-mystischer Schutzkraft, und Sanskrit-Schriftzügen bedruckten T-Shirts.

Ohnehin haben Martin und seine Truppe die Vermarktung ihrer Spiritualität von Album zu Album verbessert und mittlerweile perfektioniert. Dabei geht es nicht nur um die Musik oder das Aussehen, sondern auch um präzise gesetzte Zeichen. Es überrascht nicht, dass Coldplay ihr neues Album nicht in westlichen Metropolen wie London oder New York vorstellten, sondern im sagenumwobenen Jordanien. Auf das gewohnte Abklappern der grossen Städte verzichtet die Band mit diesem neuen Album sogar ganz – aus Umweltschutzgründen.

Auch hier sind Coldplay keine Ausnahme. Die britische Popband The 1975 liess ihre alten Merchandising-Artikel recyceln und neu bedrucken, um Ressourcen zu sparen, und ging sogar so weit, für einen Song mit Greta Thunberg zusammenzuarbeiten. Wertfrei und belanglos ist Popmusik also eindeutig nicht mehr. Sie hat keine Berührungsangst vor politisch heiss debattierten Themen, und wie bei jeder ernstzunehmenden Religion gibt es klare Gebote und Sakrilegien. In diesem Kontext ist es verständlich, dass Coldplay in «Everyday Life» neben der Waffenlobby auch die Flüchtlingsströme kommentieren – in einer Direktheit, die für die Band bisher untypisch war.

Auch Schriftstellerinnen wie die Norwegerin Maja Lunde feiern mit ihren Warnungen vor dem Bienensterben oder einer möglichen Wasserknappheit einen Erfolg nach dem anderen. Das Konzept scheint aufzugehen: Statt vor so klaren Meinungen zurückzuweichen, folgen die Fans ihren Göttern wie treue Jünger. Die Zahl der Social-Media-Follower wächst kontinuierlich in einem Tempo, von dem andere Religionen nur träumen können.

Ansonsten ist das religiöse Bild wie gehabt: Die Gläubigen jubeln, während Martin und Co. auf der Bühne predigen. Bekehrt euch! Glaub! Wenn nicht an Vishnu oder Jesus, dann doch an uns.



Coldplay: Everyday Life. Parlophone/Warner.



Eisige Winde, aggressive Möwen: Robert Pattinson (r.) und Willem Dafoe in «The Lighthouse».

Kino

Vom Leuchtturm besessen

«The Lighthouse», ein Zwei-Personen-Horror-Kammerspiel auf einer düsteren Insel, ist fulminant mit Willem Dafoe und Robert Pattinson besetzt. *Von Wolfram Knorr*

Alles Licht ist erloschen, als habe sich eine Faust um die Sonne geballt. In der Dunkelheit stapfen sie vom Schiff über raues Gelände hinauf zum Leuchtturm, der sich in heller Blässe gegen die Düsternis stemmt: der alte Leuchtturmwärter Thomas Wake (Willem Dafoe) und sein junger Gehilfe Ephraim Winslow (Robert Pattinson). Für die nächsten Wochen sind sie mutterseelenalleine auf der kargen Insel vor Maine in den 1890er Jahren, um Haus und Turm mit der Fresnelschen Stufenlinse hoch oben in Ordnung zu halten. Sie alleine schneidet ihr Licht wie eine scharfe Klinge durchs Pechschwarze, und Wake hütet sie eifersüchtig wie eine Geliebte; ihr weisses, strahlendes Licht lässt ihn delirieren. Als sein Gehilfe Winslow auch hinaufwill, wird er rabiat daran gehindert und von Wake, einem Mann mit borstigem Backenbart und arglistigen Augen, wie aus der Dunkelheit gemeisselt, zu höllischer Arbeit in Haus und Heizungskeller gezwungen. Nicht die beste Voraussetzung für gute Zusammenarbeit auf einem gottverlassenen Eiland. Nur Wind und kreischende Möwen sind ihre lästigen Begleiter.

«The Lighthouse», eine bizarre Nachtmahr-Farce, spielt boshaft mit dem Gothic-Horror-Ambiente. Der bärbeissige Thomas Wake, eine Mixtur aus Melvilles Käpt'n Ahab, Shakespeares Prospero und Stevensons Long John Silver, imaginiert sich und sein ödes Dasein auf trostlosen

Leuchttürmen mit ihren irremachenden Wendeltreppen in eine Ersatzwelt, in der er als Käpt'n herrscht wie William Bligh auf der «Bounty» und alle anderen grausam schikaniert. Er hat aber nur einen, Ephraim Winslow, und striziert ihn, als wären's zehn. Gepeinigt beginnt Ephraim mit der Meuterei und wirkt in seiner Hagerkeit wie ein langer Nagel, der irgendwo herausgezogen wurde und wieder Halt sucht. Am Tag ist er Knecht Matti, und an den Abenden, sobald sein Quälgeist hinter flackerndem Kerzenlicht den Rum in sich reinschüttet, Saufkumpan von «Käpt'n Puntila». Dabei umkreisen sie sich mit raubtierhafter Tücke.

Regisseur und Autor Robert Eggers («The Witch») macht aus der Herr-Knecht-Situation einen zappendusteren Laokoon-Clinch, der ihre Seelen, von Geistern und Dämonen, eisigen Winden, aggressiven Möwen und sich auftürmenden Wellen mit ihren weissen Schaumkronen gebeutelt, ineinander verknäuelte. Alles, was sie umgibt, ist roh und nackt und böse und verschlingend. Während Wake vor den grellen Linsen ins Nirwana driftet, wird Winslow von Alpträumen heimgesucht, bis sich beim abendlichen Suff das gegenseitige Elend, der aufgestaute Frust in verbalem Hass und Handgreiflichkeiten entlädt – und es noch schlimmer kommt. Ein schauerlicher Sturm, schwarz wie Pech, aus dem silbriger Regen wie spitze Kristal-

le prasselt, verhindert die Ablösung von der verfluchten Insel – und ihre Rettung.

So weit, so böse, doch Eggers greift zur Intensivierung der Klaustrophobie zu einem höchst gewagten ästhetischen Vokabular, ziemlich kühn in Zeiten der Leinwandübergrößen: Er reaktiviert das alte quadratische Format früherer Filme und drehte mit antiquarischen Kameralinsen aus den 1930er Jahren (Kamera: Jarin Blaschke), natürlich in Schwarzweiss! So entstehen verblüffende Stummfilmeffekte. Das kann man präventiv finden, es gibt aber der Psycho-Enge einen beunruhigenden Touch des Absurden; und Willem Dafoe und der (unterschätzte) Robert Pattinson sind ein Ereignis. ★★★★★

Weitere Premieren

La belle époque — Victor (Daniel Auteuil) ist ein hoffnungsloser Nostalgiker: Früher war alles besser, heute ist alles Mist. Seiner Gattin Marianne (Fanny Ardant) geht das derart auf den Wecker, dass sie ihn betrügt und vor die Tür setzt. Sein Sohn will nun dem waidwunden Papa wieder auf die Beine helfen und vermittelt ihn als Kunden an Time Travellers («die Zeitreisenden»), ein Unternehmen, das besonders schöne Momente aus der Vergangenheit auf einem Filmstudiogelände rekonstruiert. Victor findet das prima und lässt sich in den Tag «zurückversetzen», an dem er 1974 im Café «La belle époque» seine Frau kennenlernte. Die Aktrice Margot (Dora Tillier) spielt die junge Marianne – und für Victor beginnen die Zeiten gefährlich durcheinanderzugeraten. Mit Anklängen an «Westworld» (1973) und Woody Allens «Midnight in Paris» (2011) inszenierte Nicolas Bedos eine charmante Sehnsuchtsort-Komödie, in der einiges nicht plausibel oder logisch ist, aber aufgrund der exquisiten Besetzung, des Esprits und des leichtfüssigen Humors bleibt das Spiel vergnüglich. ★★★★★

Hustlers — Die Stripperinnen Destiny (Constance Wu) und Ramona (Jennifer Lopez) räkeln sich zwar im angesagten Klub spendabler Banker, kriegen auch die Dollarscheine auf die Bühne geworfen, aber ihr Lohn entspricht nicht dem nächtlichen Geldsegen. Sie kündigen und beschliessen, mit Kolleginnen die geilen Hedgefund-Kerle nach Strich und Faden auszuneh-



Knalltüten und Schwirrköpfe: «Hustlers».

men, bis ihr wildes Geschäft ausser Kontrolle gerät. Die Story spielt 2007, als die Banker noch mit Geld um sich warfen, und beruht auf einer wahren Geschichte, die 2015 im *New York Magazine* erschien. So temperamentvoll auch Lorene Scafaria («Summer of Love») inszeniert und so stark Lopez' körperliche Präsenz dominiert, das erotische Kolorit wirkt plastifiziert. Die Männer sind hoffnungslose Knalltüten, die Frauen leider auch nur Schwirrköpfe. ★★★☆☆

The Good Liar — Roy Courtney (Ian McKellen), trotz seines hohen Alters ein hemmungsloser Schwindler, macht sich über eine Dating-App an die gutbetuchte Betty McLeish (Helen Mirren) ran, um sie mit seinem Altherren-Charme zu bezirzen und wie eine Weihnachtsgans auszunehmen – doch auch die Lady hat's faustdick hinter den Ohren. Bill Condon («Gods and Monsters»)



Kurzweil: Helen Mirren und Ian McKellen.

verfilmte den gleichnamigen Roman des Briten Nicholas Searle (deutscher Titel: «Der Sprengsatz») zu konventionell und zu verknappt. Bei Searle ist's um einiges raffinierter, was dem Roman tückische Tiefe gibt. Immerhin: McKellen, als Magneto und Gandalf berühmt geworden, und Oscar-Preisträgerin Mirren sorgen für Kurzweil. ★★★☆☆

Knorr's Liste

| | | |
|----|---|-------|
| 1 | The Irishman Regie: Martin Scorsese | ★★★★★ |
| 2 | Joker Regie: Todd Phillips | ★★★★★ |
| 3 | Parasite Regie: Bong Joon Ho | ★★★★★ |
| 4 | Frozen II Regie: Jennifer Lee / Chris Buck | ★★★★☆ |
| 5 | Marriage Story Regie: Noah Baumbach | ★★★★☆ |
| 6 | Ford v Ferrari Regie: James Mangold | ★★★★☆ |
| 7 | Bruno Manser – Die Stimme... Regie: Niklaus Hilber | ★★★★☆ |
| 8 | Sorry We Missed You Regie: Ken Loach | ★★★★☆ |
| 9 | Portrait de la jeune fille en feu Regie: Céline Sciamma | ★★★★☆ |
| 10 | Systemsprenger Regie: Nora Fingscheidt | ★★★★☆ |



Körzis Hollywood

Bambi-Augen und «lady balls»

Die Todesangst der Emilia Clarke. Von Norbert Körzdörfer

Sie ist nicht blond wie als Drachenkönigin Daenerys Targaryen im Welthit «Game of Thrones».

Aus dem Nichts wurde sie zum berühmtesten Streaming-Gesicht der Welt («Meine erste Rolle! Und ich war die zweite Wahl!»).

Aber ihr grösstes Geheimnis verbarg sie – als Zeitbombe – in ihrem Gehirn: «Ich hatte zwei Hirnoperationen – zwei Aneurysmata. Ich dachte, ich müsse sterben!»

Wer Kultstar Emilia Clarke, 33, trifft, staunt. Zierlich, aber strahlend. Hollywood (ein Haus in L.A.), aber britisch (zu Hause in London). Glänzendes Lachen, aber Schneewittchenhaar. Wir sitzen in einer Suite des «Soho House». Dunkel, düster, gemütlich; Tee, Wasser – aber ihre grossen Bambi-Augen leuchten. Sie seufzt: «Tja, gerade als die Träume meiner Kindheit wahr wurden, habe ich fast mein Gedächtnis verloren und mein Leben...»

Sie war 24. Es begann beim Personal Trainer. Sport gegen Stress. Plötzlich stechende Kopfschmerzen! Nebel im Hirn. Notarzt. Kopf-Scanner. Drei-Stunden-Operation in London (jeder dritte Patient stirbt dabei). Alles geheim. Als sie aufwachte, konnte sie sich nicht mehr an ihren Namen – Emilia Isabelle Euphemia Rose Clarke – erinnern.

Die zweite OP in New York war noch schlimmer und schmerzhafter. Titanteile in ihrem Kopf! «Ich bin zweimal dem Tod entkommen!» Danach: Panikattacken! Und trotzdem: Mit der goldgelben Perücke der *dragon queen* verspeiste sie im Ritter-Fantasy-TV-Drama Hengstherzen (Gelatine-Nudel-Mix mit Gummibärchen-Geschmack) – und stirbt zuletzt als geliebte Massenmörderin: «Wenn du mit 25 Jahren vor 500 Statisten stehst, vor einer 150-köpfigen Crew und vier Kameras, einer TV-Drohne und zwei Drachen – dann kriegst du *lady balls!*»

Ihre beste Freundin hat «Game of Thrones» nie gesehen (aber 100 Millionen Fans). Sie aber kann nicht mehr Bus oder U-Bahn

fahren: «Ich müsste eine Million Selfies machen! Ich bin leider eine Enttäuschung für meine Fans!»

Sie wirkt wie eine Wiedergeborene: «Diese Serie war ein Lebensgeschenk. Sie schenkte mir finanzielle Unabhängigkeit – und Freiheit!»

Ihr neuester Liebesfilm ist zum Träumen: «Last Christmas» (verrücktes Single-Girl verliebt sich im Londoner Weihnachtstrubel). Ihr Vorbild Emma Thompson (60, zwei Oscars!) schickte ihr das Drehbuch – und die Ex-Queen juchzte!

Sie ist in Hollywood angekommen: «Bei den letzten Oscars war ich zur After-Show-Party eingeladen – von meinem Idol Beyoncé im «Chateau Marmont». Plötzlich kommt sie auf mich zu – diese Traumfrau! Sie sagte: «Du bist brillant!» Ich konnte mich in ihren Augen reflektiert sehen! Ich kleines englisches Mädchen. Ich hätte fast geheult – vor Glück!» Ein Märchen – made in Hollywood.

Talk in Hollywood

★ Der Welterfolg «Joker» mit dem genialen Oscar-Favoriten Joaquin Phoenix hat die Eine-Milliarde-Dollar-Grenze gesprengt – und ist noch nicht in China ange laufen. Clou: Regisseur Todd Phillips («Hangover» 1–3) hat auf Gage verzichtet – für eine Gewinnbeteiligung. Er kassiert jetzt hundert Millionen! Teil zwei ist geplant.

★ Ein Schreibgenie verliebt sich in einen Star. Peter Morgan («The Crown», Staffeln 1–4), der aus erster Ehe fünf Kinder hat, lebt jetzt mit Kultstar Gillian Anderson («The X-Files») zusammen.

★ Disney+ hat schon über zwanzig Millionen Abos – eine Streaming-Revolution!

★ Nur noch gut siebzig Tage bis zu den Oscars.

Norbert Körzdörfer ist Journalist und Schriftsteller.

Die Genialität der Wurst

Von *Andreas Honegger* — Der Winter ist die Jahreszeit von Blut- und Leberwurst, Saucisson, Schüblig und Treberwurst, Salami, Lyoner, Mortadella und Kalberwurst. Plädoyer für eine verpönte Leibspeise.

Die Wurst kann ein kulinarisches Highlight sein, aber sie hat darüber hinaus auch ihre eigene Geografie: St. Galler Bratwurst, Glarner Kalberwurst, Appenzeller Siedwurst, Bassersdorfer Schüblig, Berner Zungenwurst, Waadtländer Saucisson, Münchner Weisswurst, Wiener, Frankfurter, Wiedikerli – eine Landkarte der Genüsse.

Traditionell und köstlich

Wie Würste gemacht werden, wissen wir alle – oder wollen es vielleicht gar nicht wissen. Was in den Würsten genau drin ist, wissen wir alle nicht, und wir wollen es auch nicht wissen – entscheidend ist nur, dass es uns schmeckt.

Zugegeben, die Wurst ist in höchstem Mass unmodisch, sie ist gewissermassen das perfekte Symbol für alles, was man heute nicht tun darf: Die Wurst ist das optimale Feindbild für vegetarisch oder vegan Lebende, das Symbol für ungesunde Ernährung, und für Linienbewusste und Elegant-Esser hat sie das Odium des Plebejischen, ja Proletarischen. All diejenigen, die sich – wenn überhaupt ans Fleisch – nur an magere Filets trauen, schauen mit Verachtung auf die Wurst hinab. Zur Wurst assoziiert man Volk und Volksfest. Und das beweist ja eigentlich das Gegenteil aller Vorurteile: Gute Würste sind ein Festessen.

Metzgereien und Charcuterien sind immer noch das Eldorado für Wurstliebhaber. Und ihrer sind – trotz aller Unzeitgemässheit – noch immer viele. Wie man an der langen Schlange sieht, die sich am Zürcher Bellevue jeden Tag vor dem Wurststand beim «Vorderen Sternen» bildet, findet diese ideale, köstliche Schnellverpflegung immer noch reissenden Absatz. Am Eidgenössischen Schwingfest 2019 in Zug hat man beispielsweise für drei Tage 58 000 Würste budgetiert. Der Wurstkonsum ist in der Schweiz in den letzten sechs Jahren um rund ein Kilo pro Person auf 7,9 Kilo zurückgegangen. Wir halten das immer noch für eine grosse Zahl; verglichen mit den Deutschen, die fast dreissig Kilogramm pro Kopf und Jahr verzehren, sind wir mehr als bescheiden. Viele medizinische Studien belegen, dass Menschen, die sich allzu oft und regelmässig von Würsten ernähren, ein Gesundheitsrisiko eingehen.

Für den Wurstliebhaber kommt es eben nicht auf die Masse an, sondern auf die Qualität. Was zählt, ist der Duft, das Aroma, das Vergnügen, das uns die Wurst bereitet. Und die Tatsache, dass wir – im Vergleich zu unse-

ren nördlichen Nachbarn – viel seltener in die Wurst beissen, zeigt, dass die Wurst eben nicht die Ernährungsbasis bildet, sondern ein Ausnahmevergnügen bleibt. Wir essen nicht einfach routinemässig Wurst, sondern wir essen dann, und nur dann, eine Wurst, wenn wir uns davon ein grosses Vergnügen versprechen. Wer auf diese Art der Freude an den Würsten frönt, muss auch kein schlechtes Gewissen haben.

Vom Salami zum Landjäger

Primär war die Wurst früher eine Methode, um Fleisch haltbar zu machen. Die Rohwurst basiert – ähnlich dem Trockenfleisch – auf einem Reifeprozess, bei dem Milchsäurebakterien, Salze und Edelschimmel bewirken, dass das Fleisch nicht verdirbt. Eine Salami kann man während Monaten aufgehängt trocknen lassen, sie verdirbt nicht, sondern sie entwickelt während des Reifeprozesses ihr unvergleichliches Aroma. Die Rohwurst kann aber auch durch Räuchern haltbar gemacht werden und erhält dadurch eine ganz spezielle Note.

Zu den lange haltbaren Rohwürsten zählen alle Formen von Salami, auch die aus Wildschweinfleisch, die mit Fenchel aromatisierten, die kleinen pikanten Salametti, die spanische Chorizo, aber auch der Schweizer Landjäger und der Salsiz in all seinen Spielarten. Bei Ludwig Hatecke in Scuol, St. Moritz und Zürich finden sich wunderbare Würste aus allem, was in den Bergen kreucht und fleucht: Steinbock, Gämse, Hirsch und Reh – aber auch möglichst kalorienarme, unter anderem solche aus Rindfleisch. Mit prächtigen Spezialitäten aus der Lombardei wie Culatello di Zibello und Coppa erreichen wir schon den Übergang von der Wurst zum Trockenschinken und allgemein zum Bindenfleisch.

Mortadella und Bratwürste

Nun, so prächtig die Trockenwürste als Picknick, Zwischenmahlzeit, Aperitif-Begleitung oder Vorspeise sein mögen, der wahre Wurstliebhaber will auch eine Wurst als Mahlzeit. Und da kommen die Brühwürste ins Spiel, Würste aus meist feinem Brät, die mit Pökelsalz haltbar und mit Gewürzen aromatisch gemacht werden. Sie sind die absoluten Renner auf dem Teller. Das System ihrer Herstellung ist sehr ähnlich, sie werden – allenfalls nach dem Räuchern – gebrüht oder frisch gebraten. Die Imposanteste unter ihnen ist die Mortadella di Bologna. Ihr Name hat nichts mit dem

Tod zu tun, sondern mit der Myrte, mit der man sie gewürzt hatte, bevor der Pfeffer ausreichend erschwinglich wurde. Sie ist – wie die Lyoner Kalbfleischwurst – eine klassische Aufschnittwurst: Man kauft sich in der Charcuterie seine geschnittene Ration, vielleicht, weil man selbst über keine ausreichend grosse Schneidmaschine verfügt, vielleicht aber auch, weil man einfach kein so grosses Teil – dreissig Zentimeter Durchmesser und bis zu hundert Kilo – in vernünftiger Zeit verschlingen kann.

Weisswürste und Kalberwurst

Zu den Brühwürsten gehören auch die nur kurzlebigen Weisswürste oder die Glarner Kalberwurst. Letzterer geben Milch, Ei und Weissbrot den feinen Biss und das milde Aroma. Beide Würste werden roh verkauft und waren deshalb einst nicht haltbar. Die Münchner



Zeugen des kulinarischen Einfallsreichtums.

Weisswürste mussten bis am Mittag verzehrt werden, da man keine Kühlmöglichkeiten kannte. Heute sind alle diese Würste auch pasteurisiert erhältlich und haltbar gemacht. Die delikate Kalberwurst kann man übrigens auch, statt sie im heissen Wasser zu erwellen, auf den Rost legen und vorsichtig grillieren. Da das Lebensmittelgesetz früher den Zusatz von anderen Lebensmitteln als Fleisch untersagte, musste der Kanton Glarus lange kämpfen, damit das Originalrezept der Wurst, ohne die keine Landsgemeinde und keine Näfeler Fahrt denkbar ist, offiziell zugelassen wurde.

Die Vielfalt der Würste ist legendär, aber sicher sind die Würste, die man auf den Grill legen kann, am populärsten. Das fängt an mit dem Cervelat, den man als Kind schon, auf den Spiess gesteckt, im Wald ins Feuer gehalten hat und dann stolz halbwegs roh, halbwegs knusprig oder gar verbrannt genossen hat. Neben der bekannten Kalbsbratwurst gibt es für den Grillrost noch so viele Variationen, wie es Metzger gibt. Als Variante gibt es die aromatische Schweinsbratwurst und ihre italienische Schwester, die Salsiccia aus dem Süden, aus Sizilien und der Toskana, und die Luganega aus der Lombardei und dem Tessin. In die gleiche Kategorie gehören die wie eine Schne-

cke aufgerollte sizilianische Salsiccia, die als «Grillschnecke» aufgerollte Luganighetta oder die ebenfalls aufgerollte waadtländische «Bratwurst am Meter», aber letztlich auch die scharfen Merguez, die Schaffleischwürste aus Nordafrika.

Wie sie alle grilliert werden, ist höchst umstritten. Die einen perforieren sie mit der Nadel, damit möglichst viel Fett kontrolliert entwindet, ohne dass die Wursthaut platzt. Die anderen verhindern mit schonender Zu-

Wenn eine Wurst das Raffinement der Saucisson noch toppen kann, dann ist es die Treberwurst.

bereitung, dass Fett austritt, weil die Würste so viel saftiger bleiben. Im Format kleiner und eleganter sind die Nürnberger Bratwürste und die ihnen ähnlichen, feineren Wiedikerli aus dem gleichnamigen Stadtzürcher Quartier.

Saucisson und Treberwurst

Aber kommen wir noch zur Wurst der Würste, zu den Neuenburger oder den Waadtländer Saucissons. Wir waren unlängst zu einem eleganten Nachtessen geladen, und es wurde

– zur Begeisterung aller Gäste – Papet vaudois serviert, das Gericht aus Lauch und Kartoffeln an einer Weisswein-Rahmsauce mit Saucissons. Der Geschmack war hinreissend, gleichermaßen bodenständig-rustikal wie raffiniert und verführerisch: Fleisch-, Wein- und Räucherdüfte kamen in einem wunderbar abgewogenen Verhältnis zusammen. Wem die Wurst in grossen Mengen dann doch zu viel war, der konnte auch auf magere geräucherte Rippli ausweichen.

Wenn irgendeine Wurst das kulinarische Raffinement der Saucisson noch toppen kann, dann ist es die Treberwurst. Dabei wird eine Saucisson während der Destillation des Tresters (der ausgepressten Weintrauben) zu Marc im Brennkessel während einer Stunde schonend gegart und erhält so ihr ganz spezielles Aroma. Ursprünglich ein Brauch der Weinbauern vom Bielersee, hatsich das Treberwurst-Essen auch in anderen Landesteilen etabliert. Das traditionelle Weinbauernessen wird während der Brennensaison in den Monaten Januar bis März angeboten. Auch dazu passt am besten Papet vaudois.

Blut- und Leberwurst

Zu den winterlichen Schlemmereien gehört natürlich auch die Metzgete, zu deren Kernbestand auch Blut- und Leberwürste zählen. Sie sind zugegeben nicht jedermanns Sache, aber die Schlachtplatten umfassen mit Sauerkraut auch noch jede Menge andere «Schweinerereien»: Räucherspeck, grüner Speck, Rippli, Schweinsbratwürste und oft auch Zunge, Schweinshaxe, Schnörli und Schwanz.

Egal, ob auf der Schlachtplatte serviert oder in der Wurst verpackt, die Metzgete erfüllt zu weiten Teilen die Forderung von Slow Food, dass man von den Tieren nicht nur die Edelstücke wie Filet, Entrecôte und Kotelett essen soll, sondern das Tier von *nose to tail*, vom Kopf bis zum Schwanz. Damit leistet man zugleich einen Beitrag, um *food waste* zu minimieren.

Was oft kaum wahrgenommen wird, ist die Tatsache, dass auch der Fleischkäse letztlich eine Brühwurst ist, allerdings wird das Brät nicht in eine Haut abgefüllt, sondern in einer Form im Backofen gebacken. Um den Erhalt und die Förderung dieser Spezialität in ihren vielfältigen Formen bemüht sich die vor zwei Jahren gegründete IG Fleischkäse, die auch die Qualität bewertet und hervorragenden Fleischkäse auszeichnet.

Würste sind wunderbare Zeugen des kulinarischen Einfallsreichtums der Menschen, und in vielen Fällen sind sie geniale Geschmacksträger, die – so einfach sie auch wirken mögen – raffinierte Produkte sein können, die wir als Teil einer regionalen Kultur verinnerlicht haben, als Wahrzeichen einer Stadt oder einer Region: Die Wurst ist uns alles andere als wurst.





Thiel

Selbstfindung

Von *Andreas Thiel*

Sozialdemokratin: Wir brauchen ein neues Symbol für unsere Bewegung.

Protestantin: Stimmt. Hammer und Sichel sind gottlos. Am besten, wir ersetzen sie durch ein goldenes Kreuz.

Sozialistin: Aber der rote Hintergrund bleibt!

Sozialdemokratin: Wir sind offen für alle Religionen, deshalb sollten wir einen goldenen Kreis nehmen.

Feministin: Einen Kreis mit einem Kreuz, das ist das Symbol der Venus.

Grüne: Gibt es kein Symbol für das Klima?

Feministin: Eine goldene Sonne?

Sozialdemokratin: Die Sonne ist schon von der SVP besetzt.

Grüne: Was ist mit Regen? Wasser ist ein kostbares Gut.

Sozialistin: Goldener Regen auf rotem Grund? Meinetwegen.

Grüne: Goldregen ist zu kapitalistisch.

Transsexuelle: Wie wär's mit einem Regenbogen?

Sozialistin: Ein Regenbogen mit goldenem Kreuz auf rotem Grund? Meinetwegen.

Sozialdemokratin: Wie wär's mit einem Regenbogen mit goldenem Kreuz im weissen Kreis auf rotem Grund? Dann hätten wir unsere Nationalfarben integriert.

Entwicklungszusammenarbeiterin: Wieso nehmen wir statt des weissen Kreuzes nicht das rote Kreuz als Vorbild und setzen den Regenbogen und das Kreuz in einen roten Kreis auf weissem Grund?

Sozialdemokratin: Das ist Japans Sonnenflagge.

Feministin: Dann nehmen wir den Mond.

Grünliberale: Ein Regenbogen mit Kreuz im goldenen Kreis auf schwarzem Grund?

Sozialistin: Ich bestehe auf einem roten Grund.

Sozialpädagogin: Können wir nicht einfach ein Symbol für das Gute nehmen?

Sozialdemokratin: Kennt jemand ein Symbol für «gut»?

Lehrerin: Wenn meine Schüler eine Aufgabe gut gelöst haben, setze ich einen Haken dahinter.

Sozialpädagogin: Wer ist für ein goldumrandetes Regenbogenhakenkreuz im schwarzen Kreis auf rotem Grund?

Andreas Thiel ist Schriftsteller und Kabarettist.

Namen

Seliges Geben

Freunde des Israel-Museums im Kunsthaus Zürich;
Jonathan-Swift-Preis; «Ladies' Lunch» im «Baur au Lac».
Von *Hildegard Schwaninger*

Die festliche Gala der Schweizer Vereinigung der Freunde des Israel Museum in Jerusalem findet jedes Jahr im November im Vortragsaal des Kunsthauses Zürich statt. Ein eleganter Anlass, wo sich Kunstfreunde und Sympathisanten dieses bedeutenden Museums treffen und wo koscheres Essen (vom Restaurant «Schalom») serviert wird. **Maureen Cogan**, die im Vorstand der amerikanischen Freunde des Israel Museum ist, reist für die Gala jedes Jahr aus New York an, die Sammler und Grossmäzene **Marion** und **Guy Naggar** aus London, und Verlegerin **Ellen Ringier** bekommt am Tisch den Ehrenplatz neben Museumsdirektor **Ido Bruno**. Interessant war dieses Jahr der Referent: ein Beispiel dafür, dass im Leben alles möglich ist, wenn man nur wirklich will. Der Israeli **Ilan Garibi** war Kampfpilot in der israelischen Armee, und nach dem Abschied vom Militär realisierte er seinen Lebens Traum: Er wurde Origami-Künstler, schaffte es, sogar in Japan akzeptiert zu werden. Eines seiner Werke wurde bei der Gala in Zürich versteigert.

Lori Spector und **Max Lang** vom Vorstand der «Freunde» organisieren jeweils die festliche Gala, bei der das musikalische Programm eine grosse Rolle spielt. Die israelische Band **Yemen Blues** mit Spezialgast **Riff Cohen** heizte ein. Im Vorstand sind auch der bedeutende Sammler **Werner Merzbacher** (der Ehrenpräsident fehlte erstmals an einer Gala), **Vera** und **Didier Bollag** sowie **Carole Hofmann**.

Im Vorstand sind auch zwei Grössen des internationalen Auktionsgeschäfts: **Caroline Lang** von Sotheby's und Professor **Dirk Boll** von Christie's. Die beiden machten gemeinsam die Auktion, wobei Caroline Lang, als ihr der Professor zu langsam in die Gänge kam, resolut den Hammer an sich riss. Sie erzielte gute Ergebnisse. Ein Abendessen für zwei bei **Daniel Humm** in seinem neuen Restaurant «Davies & Brook» im «Claridge's»-Hotel in London ersteigerte **Lori Spector** für 5000 Franken. Gesamtergebnis der Gala: rund 200 000 Franken.

Unter den Gästen sah man **Stefan Puttaert** (er ist im Vorstand der Freunde des Israel-Museums), Fotokunst-Sammler **Thomas Walther**, zu später Stunde kreuzte auch **Yves Kugelmann** auf, der Herausgeber der Wochenzeitung *Tachles*.

Alle Jahre wieder findet an einem Sonntagmorgen im November im Literaturhaus Zürich die Vergebung des Jonathan-Swift-Preises statt. Der mit 20 000 Franken dotierte Preis wurde von **Werner Dessauer** ins Leben gerufen, einem Liebhaber von Sprachwitz, Satire und pointierter Aussage. **Charles Lewinsky** ist Jury-Präsident und von der Dessauer-Stiftung mit der Organisation des Anlasses betraut. Diesmal bekam der amerikanische Autor **David Sedaris** den Preis. Finanzielle Mittel stehen zur Verfügung, und so kann Lewinsky die literarische Sternstunde jeweils facettenreich und



Fast verliebt

Leopardinnen

Von *Claudia Schumacher*

Wir müssen über Frauen reden, die Leopardmuster tragen», findet mein Cousin Maxim. Unter den Frauen, die er zuletzt gedatet habe, seien drei negativ auf-

gefallen. Sie alle hätten Kleidungsstücke mit Leo-Print gemocht – Zufall?

Da sei die Blondine mit Leo-Bluse im April gewesen, die zuerst launisch, dann ausfällig geworden sei. Neulich sei eine andere Frau zum Date mit einer Leo-Bluse erschienen – «und ich dachte schon, «oh, ooh»», so Maxim. Bald habe sie alles bestimmen wollen: Wann, wie und wo sie sich treffen, wie lange sie telefonieren – seine Wünsche hätten gar nicht gezählt. «Ihr unverschämtes Rumgebosse hat sie dann auf so eine kleinmädchenhafte Art gerechtfertigt», sagt Maxim. «Sie sei sich das wert, und wenn ich das nicht alles so mitmachen würde, hätte ich sie wohl nicht verdient.» Was Maxim genau so sah: Er gab ihr umgehend den Laufpass.

Neulich habe er eine Frau auf einen Kaffee getroffen, «die war so beknackt», lacht er genervt. In den ersten fünfzehn Minuten des Treffens habe sie viermal nach ihrem Smartphone ge-



An der Gala: Dirk Boll, Caroline Lang.



Was alles möglich ist: Ilan Garibi.



Sternstunde: Charles Lewinsky, David Sedaris.

farbenfroh gestalten. Für Sedaris wurden Preisredner aus der halben Welt eingeflogen, ein Jazz-Trio war engagiert, ein auf den Preisträger gedichtetes Lied wurde in Auftrag gegeben, und der Apéro riche nach der Preisverleihung war wie immer üppig und gut. Da der Autor sich in seiner Dankesrede als Meister des Witzes präsentierte, kauften viele ein Buch. Das Literaturhaus ist jeweils vollbesetzt, viele Gäste kommen aus der Verwandtschaft und dem Freundeskreis von Werner Dessauers Witwe **Lotti Höner Dessauer**, Psychologin aus dem Kanton Schwyz.

Sehr erfolgreich war der traditionelle «Ladies' Lunch» im «Baur au Lac», der seit 27 Jahren zweimal jährlich stattfindet – jeweils zugunsten einer Charity für Kinder. **Corinne Gautier** präsidiert den Anlass, für den es finanzkräftige Sponsoren gibt (Christian Dior, Jelmoli, Lombard Odier, Wealth Management Nahmani Grunder, PKZ, La Prairie, Privatklinik Bethanien). Das Geld ging an die Kinderhäuser Imago, deren Chef **Sonja Kiechl** mit ihrer Ansprache über die Arbeit mit behinderten Kindern die Herzen der Frauen berührte. Es waren 218 Frauen da, man sah die schönsten Handtaschen, teure Liftings, exklusive Kleider, raffinierte Uhren, kostbaren Schmuck. Die Ladys waren grosszügig. Viele hatten zum Lunch-Preis von 120 Franken (als Hauptgang gab es delikate Fleischrouladen) noch eine zusätzliche Spende einbezahlt, und nach dem Essen, beflügelt vom Wein, der im Preis inbegriffen war, schnappten sich einige einen Einzahlungsschein oder kauften die Blumenbuketts von der Tischdekoration (80 bis 120 Franken). So wurde das stolze Minimalergebnis von 70 000 Franken noch um einige Tausender erhöht.

Im Internet

www.schwanagerpost.com

griffen und Sprachnachrichten aufgenommen. Wenn sie mal nicht am Natel gewesen sei, habe sie Blech geredet: «Was, du hast nur eine Winterjacke? Das macht ja gar keinen Sinn. Ich kaufe mir jedes Jahr eine neue Winterjacke...» Die Frau habe einen Leopardrock getragen.

Ich bin irritiert von Maxims Erzählung. Was sind das für Frauen, die Leo-Print tragen? Für mich sind Tiermuster etwas aus der Gruselkammer der 90er. Damals waren wir Teenager. Bei einer Neuauflage solcher Trends kann man doch als erwachsene Frau nicht ernsthaft mitmachen! Doch Maxim belehrt mich eines Besseren, zeigt mir eine Reihe von Tinder-Profilen, auf denen sich studierte Frauen mit guter Körperhaltung, Diplom und Leo-Print zeigen.

Was senden solche Kleidungsstücke in einer Kennenlernphase für Signale aus? Dass man eine triebhafte Frau ist, den Nachttisch lieber auslassen und einen zweiten Fleischgang im

Bett zu sich nehmen will? Warum nicht. Maxim meint, dass es nicht darum gehe: «Bei den Frauen, die ich traf, war das keine sexuelle Ansage. Ich glaube, das Statement lautete einfach nur: «Ich bin behämmert.»»

Beim Ansehen der Leo-Frauen auf Tinder fällt mir auf, dass manche einen hochnäsigsten Gesichtsausdruck haben – und Kalendersprüche als Lebensmotto: «Explore. Dream. Discover.» Vielleicht wollen Leo-Frauen tendenziell etwas Besonderes sein – was sich auch in der Wahl extravaganter Leo-Prints ausdrückt. Nur sind die so abgenudelt und banal wie Kalendersprüche – was womöglich Rückschlüsse auf die Persönlichkeit der Damen zulässt. Diven-Allüren allein machen leider noch keine Diva. Aber nichts ist garstiger als ein Mensch, der sich in seiner Besonderheit nicht gesehen fühlt – auch wenn diese nur eingebildet ist.



Unten durch Erbmasse

Von **Linus Reichlin**

Nächste Woche feiert mein Onkel Paul seinen 90. Geburtstag, dazu muss im Restaurant «Hirschen», wo die Feier stattfindet, extra eine Rampe verlegt werden, damit die Gäste mit den Rollatoren die Treppe in den ersten Stock hochkommen. Im Gasthaus «Ochsen» hätte man ebenerdig feiern können, ausserdem hängt dort neben dem Feuerlöscher für alle Fälle ein Herz-Defibrillator, und sie haben Toiletten mit Erinnerungsfunktion: Nachdem man die Toilette benutzt hat, sagt eine Frauenstimme «Guten Tag. Sie befinden sich im Gasthaus Ochsen. Wir schreiben das Jahr 2019. Adolf Hitler ist tot. Folgen Sie den roten Pfeilen zurück in den Gasträum.» Ältere Leute mit Gedächtnismängeln wissen das sehr zu schätzen, deshalb finden die meisten Greisengeburtstage mittlerweile im «Ochsen» statt. Aber in unserem Familienrat votierte eine Mehrheit für den «Hirschen», weil Onkel Paul für die dortige Kellnerin schwärmt, «das Fräulein Susi», wie er sie vereinfachend nennt, eigentlich heisst sie Katarzyna.

Wegen dieser in der Tat attraktiven jungen Frau müssen die Freunde von Onkel Paul, allesamt über 85, bei der Feier von ihren zum Teil auch schon baufälligen Kindern mühsam die Rampe hochgeschoben werden – der kurzfristige Einbau eines Treppenlifts wurde vom Familienrat und hier insbesondere von den drei Söhnen Onkel Pauls abgelehnt, da sie es nicht nötig haben, sich bei ihrem Vater einzuschmeicheln: Dafür ist seine zu erwartende Erbmasse zu gering. Beim Achtzigsten von Onkel Thomas hingegen hat der Familienrat seinerzeit noch eigens einen rumänischen Pfleger angeheuert, der die hochbetagten Gäste dazu ermunterte, genügend Weisswein zu trinken, um nicht zu dehydrieren. Am Schluss sagte er sogar noch ein rumänisches Gedicht auf, angeblich war es von einem Enkel Ceausescus geschrieben worden.

Aber bei Onkel Thomas lohnte sich die Investition in den Treppenlift, denn er hatte all seine Enkelkinder testamentarisch grosszügig bedacht und starb dann auch wie versprochen beziehungsweise wie erhofft. Man könnte auch sagen: Er zögerte es nicht unanständig lange hinaus. Das kann man von Onkel Paul nicht be-

» Fortsetzung auf Seite 72

haupten, und jetzt, wo ihm seine Leidenschaft für das schöne Fräulein Susi neues Leben in seinen Herzschriftmacher gehaucht hat, werden wir schlimmstenfalls nicht darum herumkommen, dereinst zu seinem 100. Geburtstag eben doch einen Treppenlift mieten zu müssen. Eine Minderheit im Familienrat stellt schon langfristige Überlegungen an, ob man nicht versuchen soll, Katarzyna dazu zu überreden, im «Hirschen» zu kündigen und im barrierefreien «Ochsen» zu arbeiten. Die Mehrheit jedoch glaubt, dass das aufgrund der fortschreitenden Vergesslichkeit von Onkel Paul nicht nötig ist: Spätestens bei seinem Dreiundneunzigsten, so vermuten sie, wird er sich an Katarzyna nicht mehr erinnern, so dass man die Feier sowieso im Ochsen durchführen können.

Die radikale Fraktion des Familienrates geht noch weiter: Sie will, sobald Onkel Paul sich an seinen eigenen Geburtstag nicht mehr erinnert, auf die Feiern generell verzichten, aus Gründen des Klimaschutzes. Ich schliesse mich in dieser Frage der Minderheitsmeinung der Gemässigten an, und ich wäre auch gerne bereit, Katarzyna persönlich zu einem Stellungswechsel zu überreden. Das stelle ich mir sehr befriedigend vor, sofern er nackt stattfindet. Aber erst mal muss mir jetzt ein Geschenk für Onkel Paul einfallen. Zu seinem Fünfundachtzigsten habe ich ihm «Moby Dick» geschenkt, daran liest er heute noch, denn er wurde in der Lektüre unterbrochen durch zwei Infarkte, einen Ellbogenbruch wegen eines Sturzes von der Teppichkante und mehrere Routineoperationen, die in seinem Alter zum guten Ton gehören. Als ich ihn im Krankenhaus besuchte, sagte er: «Früher war ich meistens ambulant, aber jetzt bin ich immer häufiger stationär. Ich glaube, ich werde alt.»

Linus Reichlin ist Schriftsteller und lebt in Berlin.



Wein

Grosser kleiner Burgunder

Von Peter Rüedi

Die Côte de Nuits, der nördliche Teil der mit Grund so genannten Côte-d'Or (der südliche ist die Côte de Beaune), im Herzen des Burgunds gelegen, also im Auge aller stürmischen Begierden anspruchsvoller Weinliebhaber, ist ein Landstrich, in dem sich die Folge der Ortschaften entlang der ehemaligen Route nationale 74 südlich von Dijon liest wie eine Weinkarte. Und zwar eine der gehobeneren Art: Gevrey-Chambertin, Morey-Saint-Denis, Chambolle-Musigny, Vougeot, Vosne-Romanée, Nuits-Saint-Georges. Über die Unterschiede der Grands Crus von Lagen in diesen Gemeinden mögen *masters of wine* und erleuchtete Amateure nächtelang debattieren. Nicht aber darüber, dass es sich dabei, heissen sie nun Clos de Tart, Romanée-Conti, La Tâche oder Echezeaux, um die Filetstücke des burgundischen, also des weltweiten Weinbaus handelt. Eine Abfolge wie eine Litanei, bei deren Heiligkeiten sich die Frage nach dem Preis ausnimmt wie ein Sakrileg. Was sie aus der Perspektive des schlichten, dem alltäglichen Weingenuss ob-

liegenden Messdieners natürlich keineswegs ist. Der hält sich an die bescheideneren Provenienzen, die hinter weitgefasserter Appellation den Zusatz «Villages» tragen und nicht mit der Aura von Ikonen auftreten, zuweilen aber die schönsten Überraschungen bereiten können.

Freuden, die grösser sind, als ihr Preis sie verheisst, und die weit mehr bieten als ein genussvolles Volksvergnügen für die arbeitende Klasse (so es die noch gibt), will sagen, für ein Publikum, dem die Wirkung, der fundamentale Effekt, wichtiger ist als irgendwelche olfaktorischen Finessen. Der entscheidende Punkt ist allerdings der: Weiss ich, dass eine Flasche von Romanée-Conti zwar saumässig teuer, aber mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit ungewöhnlich gut ist, brauche ich bei einem Côte de Nuits Villages aus der kleinen Gemeinde Comblanchien ganz im Süden der Appellation, wo keine andere Deklaration erlaubt ist als eben diese, den Hinweis eines *wine scouts*.

Wie im Fall dieses «kleinen» Burgunders des jungen Winzers Etienne Julien aus dem Haus Julien Gérard & Fils. «Domaine Julien» spielt zwar auch in den höheren Ligen mit (zum Beispiel mit einem Echezeaux Grand Cru oder einem Aloxe Corton), aber ihr Côte de Nuits Villages ist ebenfalls grosse Klasse: ein ungemain sauberer, präziser, vibrierender Burgunder mit viel schwarzfruchtigem Charme, Power am Gaumen und gleichzeitig grosser Eleganz. Auch nicht gratis, versteht sich. Aber, mit einem Wort: eine Trouvaille.

Côte de Nuits Villages Domaine Julien Gerard & Fils 2016. 13%. Fr. 29.70. Vinoversum, Neftenbach. www.vinoversum.ch



Salz & Pfeffer

Die besten Guggeli der Stadt?

Von Andreas Honegger

Traditionen zu pflegen, ist eine wunderbare Sache. Also nahm ich die ganze Familie mit ins «Emilio» im Zürcher Stadtkreis 4, um ihnen die besten Mistkratzer der

Stadt zu präsentieren und die wunderbare Seezunge, die ich dort schon vor mehr als einem halben Jahrhundert mit meinem Vater an manchen Dienstagen genossen hatte. Das war allerdings noch am alten Standort. Nun, wir waren immer wieder sporadisch da, wenn einmal keine beruflichen Verpflichtungen zum Besuch anderer Restaurants zwangen.

Die Guggeli kommen immer noch knusprig und saftig auf den Tisch, und sie werden immer noch auf vier Tellern nach und nach und immer warm serviert. Zum Poulet-«Emilio»-Menü gehört ein erfrischender Salat, der von der Platte angerichtet wird, mit je einer Olive und einem Radieschen pro Person. Die Bedienung ist liebenswürdig, humorvoll und geschickt wie eh und je. Die Atmosphäre im stierblutrot gehaltenen Lokal ist hervorragend: Viele glückliche Kunden, es gibt sogar ein Fumoir. Eigentlich ist alles wie immer, aber die Tortilla hatte mein Gaumen anders in Erinnerung. Sie erschien

nun etwas strukturlos, wie ein Rührei mit Gemüse. Die Seezunge schien ebenfalls um eine Nuance weniger saftig und buttrig als früher, der immer noch wunderbare Orangensalat zum Dessert war etwas gar zu reichlich mit stark gerösteten Nussplittern durchsetzt. Aber wenn man nostalgisch den alten Geschmackserfahrungen nachspürt, ist man sich nie so ganz sicher, ob sich die Küche oder der Gaumen verändert hat. Der Jerez indes war so gut wie immer und auch der Rioja Marqués de Riscal. Das «Emilio» ist seit 1940 eine Institution: Das Lokal ist an sieben Tagen in der Woche geöffnet, Veränderungen sind allenfalls Nuancen, die der Tagesform entspringen. Wir werden bald wieder hingehen und vielleicht wieder einmal die Paella valenciana bestellen, eine weitere Spezialität des Hauses.

Restaurant Emilio, Zweierstrasse 9, Zürich. Tel. 044 241 83 21



Auto

Liebe zu Motoren

Der VW Touareg mit Acht-Zylinder-Dieselantrieb ist ein vernünftiges SUV, das Leidenschaften weckt. *Von David Schnapp*

Wenn ich beispielsweise meiner Frau erklären müsste, warum ich für einen bestimmten Motor positive Gefühle entwickeln kann, würde sie mich vermutlich nicht verstehen. Aber Autofreunde wissen: Manche Motoren erreichen höhere emotionale Werte als andere. Und Verbrennungsmotoren sind im Vergleich zu den weitgehend humorlosen Elektromaschinen, die nach dem digitalen Prinzip eins oder null funktionieren, geradezu hochemotional. Dazu zähle ich etwa die Reihensechser von BMW, den V10-Saugmotor von Audi oder, meine jüngste Kurzzeitaffäre: den Acht-Zylinder-Turbodiesel im VW Touareg. Wobei der Turbodiesel in dieser Aufzählung vielleicht eher die versteckte Schönheit darstellt.

Das grosse SUV von Volkswagen fand ich schon beim Test mit dem kleineren V6-Dieselmotor überzeugend (*Weltwoche* Nr. 24/19), mit dem grösseren Aggregat ist es nahezu perfekt. Turbodieselmotoren mit acht Zylindern sind rar, sie sind etwa bei Land Rover noch erhält-

lich, bei Audi und als nahem Verwandten eben im Touareg, der damit zum stärksten VW überhaupt wird: 421 PS und 900 Newtonmeter werden da angegeben. Und das maximale Drehmoment liegt schon bei 1250 U/min an, was Leute mit Anhängern schätzen.

Aber es geht hier nicht so sehr um die Frage «Wie viel?», sondern eher um das «Wie?». Wenn der Touareg mit einem sanften Bollern losrollt und dann mit einer seidigen Mühelosigkeit beschleunigt, ist das schon grosses Autokino. Mehr als ein sanftes Bollern aus dem Hintergrund ist denn auch bei höheren Geschwindigkeiten kaum zu vernehmen. Im Gegensatz zu einem V8-Biturbo-Benziner wirkt der V8-Diesel immer entspannt und souverän. Würde man den Benziner mit einer elektrischen Gitarre vergleichen, dann wäre der Diesel das Klavier. Das eine Instrument ist gerne etwas zu laut und aggressiv, das andere in der Regel kultiviert und elegant.

Ruhig gleitet der Touareg mit 1800 Umdrehungen pro Minute dahin, die Luftfederung

glättet jede Unebenheit sanft aus dem Weg, während die leichtgängige Servo- und Allradlenkung selbst das Manövrieren in der Stadt angenehm einfach macht. Es ist ein grosses Auto, wirkt aber in dieser Kombination handlich wie ein Kompaktwagen.

VW hat zwar kürzlich bekanntgegeben, man wolle Milliarden in die Entwicklung von Elektrofahrzeugen investieren, beweist aber gleichzeitig mit diesem Touareg, wie zukunftsfähig die Dieselschiffahrt ist: Der V8-TDI-Motor ist leistungsstark und effizient, die Reichweite des Autos ist mit 1013 Kilometern enorm hoch, und das Abgasproblem ist längst gelöst: Jedes heimelige Cheminéefeuer stösst mehr Feinstaub und Stickstoff aus als ein moderner Diesel wie dieser.

Kurz, der V8-Diesel-Touareg bringt zwei vermeintlich gegensätzliche Welten harmonisch zusammen: zum einen die Gesetzmässigkeiten der Vernunft und zum andern die Liebe zum Motor, die schwer erklärbar ist, aber dennoch leidenschaftlich sein kann.

Touareg R-Line V8 TDI 4Motion

Motor: V8-TDI-Diesel
Hubraum: 3956 ccm; Leistung: 421 PS/310 kW
Max. Drehmoment: 900 Nm
Höchstgeschwindigkeit: 250 km/h
Beschleunigung 0–100 km/h: 4,9 sec
Verbrauch: 7,4 l/100 km
Preis: Fr. 103 900.–, Testwagen: Fr. 126 777.–



Tamaras Welt

Adieu, ihr Engel

Die ultimativen Schönheiten von Victoria's Secret stöckeln vielleicht ihrem Ende entgegen. Die politisch Korrekten wollen es so. Dabei hätte es genug Platz für alle. Von Tamara Wernli

Nach 27 Jahren wurde die Victoria's-Secret-Show dieses Jahr zum ersten Mal abgesagt. Das Marketing-Meisterwerk, ein Defilee von Endlos-Beinen und gnadenlosen Schönheiten, ging jährlich im November über die Bühne und wurde im Fernsehen übertragen. Supermodels wie Naomi Campbell, Gisele Bündchen und Heidi Klum liefen regelmässig mit.

Die Absage sei Teil des Schrittes, «die Botschaft des Unternehmens weiterzuentwickeln», zitiert die US-Zeitschrift *Fortune* den CFO Stuart Burgdoerfer. Man würde künftig mit den Kunden kommunizieren, aber nicht mehr in der Grössenordnung. Gemäss *Fortune* sinken die Verkäufe von Victoria's Secret seit 2016, CNBC berichtet, dass die TV-Quoten der Lingerie-Show 2018 auf ein historisches Tief gefallen seien.

Es ist wahrscheinlich das Ende einer grossartigen Ära. Und es ist schade, obwohl es nicht ganz überraschend kommt. Seit Jahren wird das Unternehmen scharf kritisiert, es sind allen voran prominente Feministinnen, Influencerinnen und Kolumnistinnen der Mainstream-Medien, die den Mangel an unterschiedlichen Körpertypen in der Werbung und den Shows beklagen, insbesondere, dass Plus-Size- und Transgender-Models fehlen. Zu den Vorwürfen nach der Show vergangenes Jahr hatte sich der damalige Marketingchef Edward Razek bei *Vogue* die Aussage erlaubt: «Wir vermarkten, an wen wir verkaufen, und wir vermarkten uns nicht an die ganze Welt.» Sie hätten zwar Transgender- und Plus-Size-Models in Betracht gezogen, entschieden sich für die Show aber dagegen, auch wenn das für manche politisch nicht korrekt sei: «Weil die Show eine Fantasie ist. Ein 42-Minuten-Entertainment-Special.» Und: «Ich glaube nicht, dass wir alles für alle Kunden sein können.» Man sei ein Spezialitätenge-

schäft, kein Warenhaus. Der 71-Jährige verliess das Unternehmen laut *Daily Mail* im August.

Nebst dem Druck von sinkenden Verkäufen, schlechter Presse und der geballten Ladung Kritik von der Feministenfront kämpft die Edelmarke mit Konkurrenz aus dem Entertainment-Sektor. Der vielleicht grösste Rivale ist das 2017 von Superstar Rihanna gegründete und sehr erfolgreiche Kosmetikunternehmen Fenty Beauty, das Make-up für viele verschiedene Hauttöne herstellt und auch eine Unterwäschelinie verkauft, Savage X Fenty. Dessen lustvoll inszenierte Shows zeichnen sich durch eine grosse Diversität an Frauen in Bezug auf Haut- und Körpertypen aus. Fenty wurde schon mehrfach ausgezeichnet, von den Medien wird es hochgelobt. In Artikeln kann man lesen, dass Fenty den Konkurrenten Victoria's Secret «ge-killt» habe.

Das es Unterwäsche-Shows und -Werbung für alle Arten von Frauen- (und Männer-) Körpern gibt, ist gut und richtig. Viele Frauen können sich mit den stereotypen Model-Figuren nicht identifizieren. Für sie soll Werbung nicht Fantasie abbilden, sondern Realität. So weit, so jedem das seine. Das Problem ist, es gibt noch die anderen.

Da wäre zum Beispiel ich. Die Victoria's-Secret-Empörten sprechen nicht für mich. Ich habe keinen perfekten Körper, Spanx halte ich für die beste Erfindung des 20. Jahrhunderts, aber ich möchte in der Werbung keine Models sehen, die in Unterwäsche so aussehen wie ich. Bei dem Kauf möchte ich von Fantasie verführt werden – und nicht von Cellulite oder fetten Schenkeln. So wie ich ticken viele. In dem Moment, wo wir das Victoria's-Secret-Satinhöschen im Schlafzimmers überstreifen, uns behutsam den mit Strasssteinchen besetzten

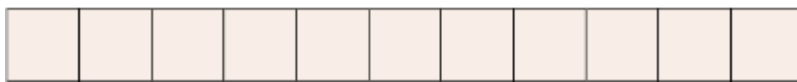
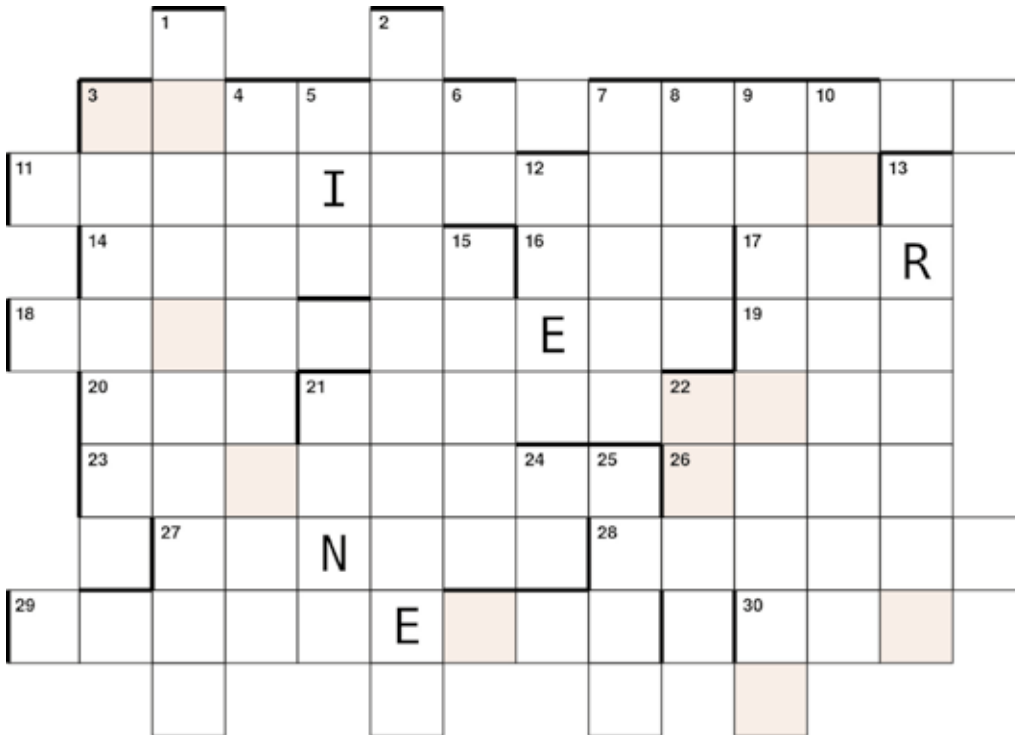
BH umschnallen, werden wir zur *belle de nuit*. Dann verschwinden Orangenhaut und Hüftspeck, die Selbstzweifel ziehen sich beleidigt zurück. Das Spiegelbild gaukelt nicht Erotik vor – es offenbart sie. Fantasie tut für das Sexy-Gefühl mehr als 1000 Stunden Schwitzen im Fitnessklub.

Es gibt nun mal die objektive Schönheit, das Ideal eines Gesichts und Körpers – und auch wenn das einigen nicht gefällt, es wird so bleiben, weder Zeitgeist noch Medien noch Feminismus werden das gross ändern. Schlanke, bildschöne Frauen sind Gegenstand immerwährender Verehrung – von Männern und Frauen gleichermaßen. Sie regen an zu Träumereien, auch zu mehr Selbstdisziplin – und für viele funktioniert das Erwecken der Fantasie nur, wenn die Wahrheit ausgespart bleibt. Das heisst nicht, dass es für Sexyness einen perfekten Körper braucht, überhaupt nicht. Und natürlich können Menschen mit etwas oder mit viel Übergewicht Dessous präsentieren. Es gibt mittlerweile genügend Schauen, wo kleine, grosse, sportliche, unsportliche und übergewichtige Leute über den Laufsteg gehen.

Es ist für alle etwas dabei, und genau darum habe ich kein Verständnis für das Gejaule derjenigen, die sich ausgerechnet an Victoria's Secret abarbeiten, sich bei den Schlanken über das Fehlen der Molligen entrüsten und dort die Repräsentation sämtlicher Körpertypen fordern. Sie versprühen einfach nur den säuerlichen Duft von Neid. Perfektion und Imperfektion können hervorragend nebeneinander leben, ohne dass man für das eine das andere verändern müsste.

Wem die Models zu wenig divers sind, der muss das Produkt nicht kaufen – der soll, wie die wunderbare Rihanna, seine eigene Marke kreieren und nach eigenem Gusto vermarkten. Lasst den anderen den fantastischen Anblick. Lasst uns erotische Lingerie von makellosen Grazien vorgeführt bekommen, deren Sex-appeal wir uns durch das Tragen der Teile ein kleines bisschen aneignen. Unser Selbstwertgefühl leidet darunter nicht.

Tamara Wernli, Video-Bloggerin, lebt bei Basel.
Aktuelles Video auf www.weltwoche.ch

**Lösungswort** — Exerzierplatz

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — **3** Lässt das Raubtier hochfrequent wissen, es soll sich gefälligst endlich verpi..., ähm, verziehen. **11** Zeigt unter anderen bei den Schützen, Hornussern, Keglern und im Meisenrevier Präsenz. **14** Einfach einfach. **16** Nominell das Leiden der beiden Clintons. **17** Besorgt man gewöhnlicherweise – ferner ebendies kurzerweise – für die Indonesienreise. **18** Mit Proviant und Ziel vor Augen hat man Relevant fast schon erkannt. **19** Der «I'll give you my gun when you pry it from my cold, dead hands»-Club. **20** Der kleine Knopf aus Lummerland. **21** Geht am besten mit Queue, Putter oder den Pfoten beim Futter. **23** Cornhusker-Staat, nur knapp not in Kansas anymore. **26** Evlas! oder Icredevirra! **27** Er bewohnt den unteren Stock der Bruchbude und wird oft bei der Kompromissfindung minimiert. **28** Beginnt überhastet und mit Kraftausdruck, endet nicht selten in weiter Ferne. **29** Mindestens zwei halbe Velos, stehen platzsparend parkiert vor der Artistenschule. **30** «Gleich und gleich gesellt sich gern» ist auch hierzulande in der Form nicht mehr fern.

Senkrecht — **1** Sie findet man in der französischen Hauptstadt oder an Schweizer Kiosken. **2** Mehr oder weniger Durchlauchtiger aus der Durchlauchtigsten. **3** Es ist nicht alles Gold, was golden glänzt: wie etwa dies. **4** Activity der grauen Zellen aus Schlafphase und smouldering coal. **5** Hilft ordentlich ausgeführt beim Trizepsauf- und ordentlich aufgeladen beim Wampenausbau. **6** Für Querdenker denkbar ungeeignete Grundausbildung. **7** Saiteninstrumentenbauers Sandwichkind, passt musikalisch gerade noch in die Kammer. **8** According to the guys from Liverpool, thereon lives a solitary fool. **9** Dreschers Standardvorgehen bei Konflikten oder der heissen Schlacht am kalten Buffet. **10** Beschreibt Beschaffenheit, Besitzer und Behausung von beziehungsweise Schlamm, Land und Würmern. **12** Ist sucré et collant, dulce y pegajosa, aber meist nur girbelk. **13** Munziger Prügel, nicht zwingend von Munz. **15** Bricht Licht, sorgt dadurch für bessere Sicht und schmeckt ausserdem noch im Gericht. **21** Die seriöse, kleine Protagonistin der «dumme Hamburger»- oder vielleicht dummen Hamburgerwitze. **22** Ausgewachsen darauf und langläufig damit war Mann im Wilden Westen unterwegs. **24** Real-elementarer Bestandteil von Supermans fiktiv-mineralischer Achillesferse. **25** Das stylische Vogelnest auf dem Kopf.

I=J=Y © Andri Martinelli – Rätselfactory

Lösung zum Denkanstoss Nr. 644

Waagrecht — **5** SPASSBREMSEN
8 SCHUERFSTELLEN **14** HAFTEN
15 T[ROST] **16** WENDEKREISE: Anagramm von «Denkerwiese» **19** VERARSCHEN **21** NA (gut): NaCl (Kochsalz) **22** Zeugen IEHOVAs **23** [OHNE][HIN]: So wird «immerhin» zu «immer». **27** CNN: Cable News Network **28** HELLO: Anagramm von «Holle» (20 Senkrecht) **30** (Lär/engräu)MIG: Mikojan-Gurewitsch **31** EBENHOLZ: Schneewittchen **32** RUDER

Senkrecht — **1** SPHAEREN: Tropo-, Strato- und Thermosphäre sind Schichten der Atmosphäre. **2** HBF: kurz für Hauptbahnhof **3** KETTE **4** FELSEN(fest) **5** SCHWEINE: Schwein (Glück) haben **6** [AUF][NAHME] **7** SET **9** REES: rückwärts «seer» (engl. Seher) **10** SUR: franz. «auf» oder mit zirkumflektiertem u «gewiss» **11** ERINNERN **12** LOSE **13** ETWAIGE **17** DROHNE: Männchen der Honigbiene **18** KCAL: Kilokalorie **20** Frau HOLLE **24** HOZ: span. Sichel **25** EMU **26** HIDE: engl. sich verstecken und «Der seltsame Fall des Dr. Jekyll und Mr. Hyde» **29** EH

Lösungswort — **KAESESCHMIERE**

WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit
erfolgreich in den Geschäftsbereichen
Hochleistungspolymere
Spezialchemikalien



ROLEX

SEA-DWELLER

Die Sea-Dweller wurde für Aquanauten entwickelt, die sich mehrere Wochen in Überdruckhabitaten unter Wasser aufhalten. Ausgestattet mit einem Heliumventil, leistet diese ultrasensitive Taucheruhr bis heute ihren Beitrag zur Erforschung der Hydrosphäre. Dies ist eine Geschichte von anhaltender Exzellenz. Eine Geschichte aus der Welt von Rolex.

#Perpetual



OYSTER PERPETUAL SEA-DWELLER

BUCHERER

1888

bucherer.com